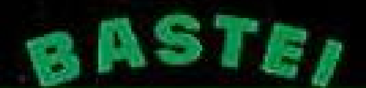
1,80 DM / Band 571
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Legende vom grauen Riesen

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Legende vom grauen Riesen

John Sinclair Nr. 571

von Jason Dark

erschienen am 13.06.1989

Titelbild von Cesare Reggiani

Sinclair Crew

Die Legende vom grauen Riesen

Die Frau quälte Todesangst, trotzdem ging sie weiter! Wie ein Schal umschlang der schwarze Schlangenkörper ihren Hals und schnürte ihr allmählich die Luft ab.

Blitzschnell war die Schlange aus einer der zahlreichen Felsspalten aufgetaucht.

Die Schlange war das Symbol, die Frau hatte es gewußt, aber sie hatte nicht mehr daran gedacht. Und so lief sie weiter, mit steifen, völlig unnatürlichen Schritten. Hinein in ein karstiges, menschenfeindliches Gelände, der blutrot untergehenden Sonne entgegen.

Sie mußte bergauf gehen. Unter ihren Sohlen hörte sie das Kratzen der Steine. Jedes Geräusch strapazierte ihre Nerven, die blank lagen wie von der Isolierung befreite Kabel.

Manchmal hustete sie auch, weil sie so schlecht Luft bekam. Sie schwitzte, sie fror auch, ein ständiger Wechsel.

Dabei hatte Wilma nicht gedacht, daß es so schlimm werden würde. Aber wenn sie das Ziel erreicht hatte, konnte sie aufatmen, dann würde alles anders werden.

Sie hatte von ihm geträumt, er hatte mit ihr gesprochen und ihr den richtigen Weg gewiesen.

Er befand sich dort, wo die Sonne unterging. Immer auf dem Weg bleiben, das war ihr gesagt worden. Die Leute auf dem Schiff wußten Bescheid. Einige von ihnen waren schon dort gewesen und hatten ihn gesehen.

Wilma schielte zu Boden. Er hatte seine Farbe nicht verändert. Das Graubraun des Küstenstrichs war auch jetzt geblieben. Der Staub würde im Sommer wallen. Jetzt aber – in der feuchten Luft – klebte er am Boden und an den Felsen fest.

Vergeblich hielt sie nach etwas Grün Ausschau. Wo sie herschritt, wuchs kein Baum, kein Strauch. Nicht einmal Gras schaute vorwitzig aus den Ritzen. Hier war alles tot, verbrannte Erde, als hätte der Sensenmann reiche Ernte gehalten.

Eine Welt für sich, die sie unbedingt hatte kennenlernen wollen.

Eine Welt, zuerst nur in den Träumen, jetzt nahe daran, Wirklichkeit zu werden.

Die schwarze Schlange um ihren Hals bewegte sich. Sie hob ihr Vorderteil an, natürlich auch den Kopf und drehte ihn so, daß sie der Frau ins Gesicht schauen konnte.

Aus dem Maul huschte die Zunge hervor, ohne allerdings Wilmas Haut oder die Lippen zu berühren.

Die Schlange war wie ein Leibwächter, der achtgab, daß sie nichts verkehrt machte.

Vor erreichen des Ziels hatten die Götter den Schweiß gesetzt. Das merkte auch Wilma, als sie den letzten Rest des Weges anging. Er wurde noch steiler, sie atmete heftig und merkte, wie die Schlange mit dem Unterteil des Kopfes über ihre Stirn hinwegstrich.

Seltsam, früher hätte sie gedacht, Schlangen wären feucht. Das stimmte nicht. Sie besaßen eine trockene Haut, von Feuchtigkeit keine Spur.

Die Sonne strahlte wie ein tiefrot eingefärbtes, übergroßes Auge der einsamen Wanderin entgegen. Fast hatte sie die höchste Stelle der Insel erreicht. Wenn sie jetzt stehenblieb und sich umsah, konnte sie hinab in die kleinen Schluchten, die Mulden und auch gegen die Hänge schauen, die zur Küste hin grüner wurden.

Dort lag auch die Bucht, ein natürlicher Hafen, wo Schiffe anlegen konnten. Zufällig erreichte ihr Blick den Hafen, wo das Schiff ankerte, mit dem sie gekommen war.

Wilma erschrak.

Das Boot war nicht mehr da!

Wilma schaute in eine leere Bucht, als wäre das Bot dort von den anlaufenden Wellen verschluckt worden. Dabei sah sie es noch, nur eben weiter draußen, wo es als heller Fleck zwischen den graugrünen Meereswogen schwamm.

Die Furcht verwandelte sich in Panik. Weshalb war das Boot gefahren? Es hätte auf sie warten müssen. Wie sollte sie jetzt von der Insel wegkommen?

Die Schlange verstärkte ihren Druck auf raffinierte Art und Weise.

Sie bewegte die Muskeln so, daß Wilmas Kopf in eine ganz bestimmte Richtung gedreht wurde.

Wieder schaute sie nach vorn.

Der tiefer sinkende Sonnenball schien ihr trotzdem weiter gewachsen zu sein. Noch viel größer kam er ihr vor, und er lag so nahe, als könnte sie ihn greifen.

Aber sie mußte noch gehen.

Wie viele Schritte lagen vor ihr? Hundert, etwas mehr oder weniger? Jedenfalls immer bergauf, wobei sie die unterschiedlich aus dem Erdreich wachsenden Steine wie Treppenstufen benutzte und sich immer schneller dem Ziel näherte.

Die Gestalt aus dem Traum war ihr immer in der Nacht erschienen. Hervorgestiegen aus der Tiefe, hatte sie ihre Träume beeinflußt und Wilma darum gebeten, zu ihm zu kommen.

Jetzt trennten sie nur mehr ein paar Schritte!

Plötzlich kam er.

Wilma blieb stehen, als sie das dumpfe und grollend klingende Rumoren unter ihren Füßen hörte. Die Erde schien zu beben. Sie merkte auch das Zittern, das sich fortpflanzte und zu einem Dröhnen in ihrem Kopf wurde. Die Frau war stehengeblieben. Ihr Blick wurde eins mit der untergehenden Sonne, und aus ihr stieg er hervor.

Er schien in der Sonne gelauert zu haben. Ein gewaltiger, ein unheimlicher Klotz. Eine steinerne Gestalt, die eigentlich tot sein mußte, aber trotzdem lebte.

Die Farben Schwarz und Grau wechselten sich bei ihr ab. Zementgrau war der gewaltige haarlose Schädel, der auf sie den Eindruck einer perfekt abgeschliffenen Kugel machte. Sie sah Augen, aber keine Brauen. Sie sah eine Nase von der Größe eines Menschen und einen Mund, dessen blasses Rot der Lippen sich deutlich vom Gestein abhob. Gewaltige Ohren rahmten den Kopf ein, den Hals konnte sie nicht erkennen, weil von den Schultern etwas hochwuchs – wie ein Kragen

aus schwarzem Gestein.

Der Kopf schien auf den dunklen Felsen zu liegen, denn die weiteren Maße des Körpers sah sie nicht.

Das also war die Gestalt…

Wilma stand zitternd da. So ähnlich wie sie mußte sich eine Maus vorkommen, die zu einem Elefanten hochschaute. Nur hatte es die Maus zumeist geschafft, den Elefanten zu besiegen. Bei ihr würde das nicht möglich sein. Außerdem wollte sie es nicht.

Die schwarze Schlange löste sich von ihrem Hals und glitt geschmeidig über den Arm hinweg und an der Hüfte entlang in Richtung Boden, wo sie in einer Felsspalte verschwand.

Wilma folgte ihr mit den Blicken. Etwas zu lange. Als sie wieder hinschaute, verdunkelte eine gewaltige Fläche ihr eigentliches Blickfeld.

Es war eine Hand.

Die Hand des Riesen!

Wilma konnte nicht mehr weg. Sie vernahm noch ein knarrendes Geräusch, als würden in ihrer Nähe Felsen auseinanderbrechen.

Dann spreizten sich die Finger zur Klaue – und packten zu.

Wilma schrie nicht, sie röchelte nur, als sie plötzlich in der Klaue steckte und nur mehr mit dem Kopf hervorschaute.

Ein Arm erschien. Auf seinem Rückweg wurde er angewinkelt, leicht gedreht und mit ihr die Gefangene.

Sie schaute auf den Mund, der sich zu einem scheunentorgroßen Maul öffnete.

Ein mörderischer Schlund, in dem es heulte und brauste. Wind schlug ihr entgegen, vermischt mit Staub und kleineren Steinen.

Schreien konnte sie nicht mehr.

Es trat das ein, was Wilma in ihren Träumen gesehen hatte. Wie eine Fliege im Maul eines Frosches, so verschwand die einsame Frau im Schlund des Riesen.

Zwei Tage später fanden Fischer ihre Leiche. Sie hing verdreht in einem der starken Netze. Es sah aus, als wäre die Frau aus großer Höhe zu Boden gestürzt und hätte sich sämtliche Knochen gebrochen.

Die Fischer wurden blaß. Sie legten sie in eine entfernte Ecke an Bord, besprühten sie mit geweihtem Wasser und bekreuzigten sich, während ihre Blicke dorthin glitten, wo eine gewisse Insel lag, die sie lieber nicht anliefen.

Mit voller Kraft steuerten sie der Küste entgegen…

***

Kleine Messer durchstachen den dünnen Jackenstoff und das Hemd und drangen in den Unterarm.

Trotzdem saß Dr. Ward bewegungslos und beobachtete die Patientin.

Er unterdrückte die Schmerzen.

Lucy Freeman, die Frau mit dem wilden, blonden Lockenhaar, lag auf der weichen Ledercouch. Sie wälzte sich von einer Seite auf die andere. Der graue, kniekurze Rock war bis zu den Oberschenkeln hochgerutscht und ließ die Strapse erkennen.

Lucy Freemans Brust hob und senkte sich unter den schweren Atemzügen. Ebenso stark spannten sich die Knöpfe an der schneeweißen Bluse. Auf der Stirn lag Schweiß. Lucys Mund stand halboffen, manchmal schlug die Zunge hervor, als würde sie jedesmal einen Anstoß bekommen. Die Augen waren verdreht. Angst zeichnete das Gesicht, aber Lucy Freeman war zu Dr. Ward gekommen, um die Angst loszuwerden.

Jetzt kämpfte sie in einem Zustand dagegen an, der einer Hypnose glich. Sie spie ihre Träume förmlich hervor. Jedes Wort begleitete sie durch einen kleinen Sprühregen aus Speichel.

»Er… er ist da …«, ächzte sie. »Mein Gott, er ist da. Er nimmt mich, er umklammert mich, er tötet mich, er schiebt mich in sein Maul, er zerquetscht mich zwischen seinen Fingern. Der Riese, der graue Riese, er nimmt und tötet …«

Mit dem letzten Wort sackte sie zusammen. Der Körper verlor all seine Kraft, Lucy Freeman blieb schlaff auf der Ledercouch liegen.

Tränen rollten über ihre Wangen, bevor sie im weißen Kragen der Bluse versickerten.

Dr. Ward spürte noch immer den Griff an seinem rechten Arm.

Der Nageldruck hatte nachgelassen. Mit der freien Hand umfaßte er das Gelenk und streifte die Hand ab.

Lucy lag jetzt ruhiger da. Sie würde bald wieder erwachen. Dr. Ward kannte dies. Der Höhepunkt war überschritten. Die Patientin würde allmählich hochsteigen aus einem seelisch sehr labilen Zustand und sich zunächst nicht zurechtfinden. Da mußte er sie in Ruhe lassen.

Er schaltete das in Griffweite stehende Tonbandgerät ab. Die Aufnahme hatte er ausdrücklich mit der Einwilligung der Patientin aufgenommen. Sie wollte sie hören.

Neben seinem Schreibtisch stand ein kleiner Kühlschrank. Aus ihm holte er eine Flasche stilles Mineralwasser, schenkte es in ein Glas ein und ging zurück zu der blonden Lucy.

Noch immer lag die vierundzwanzigjährige Frau regungslos auf der Liege. Dr. Ward setzte sich neben sie und zupfte den Rock wieder nach unten. Davon merkte sie kaum etwas. Dann strich er über ihre Wangen, zuerst mit von oben nach unten führenden Bewegungen, anschließend mit kleinen Kreisen.

Das hatte meist Erfolg, auch Lucy Freeman machte keine Ausnahme. Die Berührung tat ihr gut. Sie hob den Arm und hielt die Hand des Psychiaters fest.

»Was ist, Lucy?«
»Ich möchte, daß Sie immer so weitermachen, Doktor.«
»Das geht nicht.«
Lucy seufzte und öffnete die Augen. »Ja, leider, Doktor.«
»Ihr Wasser – bitte.« Er reichte ihr das Glas.
Lucy lächelte, bevor sie trank. »Sie wissen genau, was ich jetzt brauche.«
»Ja, es ist bei all meinen Patientinnen so. Wenn die nach der Sitzung erwachen, fühlen sie sich wie ausgetrocknet.«
Lucy Freeman lachte auf. »Erwachen ist gut«, sagte sie. »Ja, ich bin erwacht. Ich habe geschwitzt. Die Bluse klebt an meinem Körper. Ich muß Schreckliches erlebt haben.«
»Erinnern Sie sich nicht mehr daran, Lucy?«
Ihre Lippen zuckten an den Rändern. »Vage«, flüsterte sie. »Wirklich – nur sehr vage.«
»Ich habe Ihre Worte aufgenommen. Wollen Sie, daß ich das Band abspielen lasse?«
Lucy atmete tief ein. »Ich bin mir nicht sicher, Doktor. Waren die Sätze denn schlimm?«
»Zumindest nicht harmlos.«
»Das habe ich mir gedacht. Der Traum – es ist der Traum von diesem Riesen gewesen, nicht wahr?«
Dr. Ward nickte. Er ließ das Band zurücklaufen, stoppte es an einer bestimmten Stelle und fragte noch einmal. »Wollen Sie hören, was Sie mir gesagt haben?«
»Ja!« erwiderte sie heftig. »Ja, spielen Sie es bitte ab. Es ist egal. Ich kenne den Traum. Er ist oft genug zurückgekehrt. Ohne ihn wäre ich nicht zu Ihnen gekommen, Doktor.«
»Das ist vernünftig, Lucy!« Dr. Louis Ward tippte eine entsprechende Taste. Zunächst drang nur ein leises Rauschen aus dem Lautsprecher. Sekunden später erst hörte Lucy Freeman ihre eigene Stimme. Sie richtete sich auf und wurde bleich. Sie merkte selbst, daß sie anfing zu zittern. Sie konnte mithören, wie stark sie gelitten hatte, und es fiel ihr mehr als schwer, ruhig und normal sitzen zu bleiben.
»Wenn Sie es nicht mehr hören wollen, Lucy, schalte ich den Recorder ab.«
»Nein, nein, Doktor, das muß ich hören. Es betrifft mich ja selbst.«
»Da haben Sie allerdings recht.«
Lucy hörte sich die Aufnahme bis zum Ende an. Danach war sie so geschafft, daß sie erneut um einen Schluck Wasser bat. Dr. Ward brachte ihn seiner Patientin. Erst als sie das Glas leergetrunken und sich wieder erholt hatte, stellte er die Frage. »Nun, Lucy, was sagen Sie dazu?«
Die junge Frau hob die Schultern. »Nichts«, flüsterte sie. »Ich weiß

nicht, was ich dazu sagen soll, Doktor. Es ist klar, daß es meine Stimme gewesen ist, aber sonst…«

»Sie haben Ihre traumatischen Erlebnisse berichtet. Es sind diese Alpträume, die Sie bedrücken. Endlich konnten Sie frei darüber reden und sich entlasten. Tut Ihnen das nicht gut?«

Lucy antwortete zögernd. »Das… das weiß ich nicht einmal, Doktor. Ich glaube nicht so sehr, daß es mir gut tut, ich sehe darin eher eine Bestätigung.«

»Für was bitte?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Aber Lucy…«

»Doch!« Jetzt nickte sie und schaute auf ihre Zehen, die sich unter den schwarzgrauen Nylons abzeichneten. »Ich sehe eine Bestätigung für meine Träume, für meine Ängste.«

»Nichts weiter?«

»Vielleicht, Doktor. Ich habe fürchterliche Angst davor, trotzdem zieht es mich irgendwie zu ihm hin.«

»Zu dieser monströsen Gestalt, die Sie mir im Traum beschrieben haben?«

»Ja, zu dem grauen Riesen. Ich habe das Gefühl, ihn besuchen zu müssen.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Doktor, nicht nur das Gefühl. Ich weiß, daß ich zu ihm hin muß. Verstehen Sie das? Ich muß ihn besuchen.«

»Ham«, der Arzt nickte. Er saß jetzt auf einem Stuhl und hatte die Beine übereinandergelegt. »Aber weshalb müssen Sie zu ihm? Es wird bestimmt einen Grund geben.«

»Wenn ich das wüßte…«

»Denken Sie doch nach, Lucy. Konzentrieren Sie sich bitte. Was zieht Sie zu ihm?«

»Eine Sucht, Doktor. Es ist wie eine Sucht, der ich partout nicht widerstehen kann.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Ich werde versuchen, die Insel oder das Land zu finden.« Sie lachte und schwang ihre schlanken Beine herum. »Ach, Doktor, wissen Sie, das sage ich jetzt. Im Moment bin ich mutig, aber lassen Sie mich erst mal wieder alpträumen, dann sieht es schlimm aus. Da kehren die Angstzustände zurück.« Sie faßte nach ihrer grauen Kostümjacke. »Wissen Sie, wenn ich meinen Zustand beschreiben soll, komme ich zu der Überzeugung, daß ich direkt zwischen den Fronten stehe. Da sind zwei Kräfte. Die eine will mich nach links zerren, die andere nach rechts. Ich weiß aber nicht, für welche Seite ich mich entscheiden soll. Können Sie das verstehen?«

»Ich glaube schon.«

»Dann bin ich froh, wirklich.«

»Treten die Träume bei Ihnen noch immer in einem bestimmten Rhythmus auf, Lucy?«

»Nein, eigentlich nicht. Manchmal einmal in der Woche, manchmal zweimal, dann ist eine Woche Pause…«

»Gut.« Dr. Ward nickte. »Wollen Sie bereits jetzt einen neuen Termin mit mir vereinbaren?«

Lucy überlegte. »Müßte das sein?«

»Nicht unbedingt.«

»Dann werde ich es auch lassen, Doktor. Ich rufe Sie an, wenn ich es wieder nötig habe.«

»Einverstanden.«

Er begleitete seine Patientin durch das Vorzimmer bis hin zur Tür.

Erst als sie hinter dem nächsten Treppenabsatz verschwunden war, ging er wieder zurück.

Seine Miene war sehr ernst und nachdenklich geworden. Es lag nicht an Lucy Freemans Traum, auch nicht allein an ihrer Person.

Dr. Ward hatte mehrere Patientinnen, die wegen solcher Träume zu ihm gekommen waren.

Das war ein Phänomen. Es bereitete ihm mehr als nur Sorgen. Allmählich spürte er eine bedrückende Furcht vor Dingen, die ihm über waren. Aus einer anderen Welt, einer fremden Ebene drang etwas hervor, das er ohne Hilfe nicht überwinden konnte.

Er mußte jemanden finden, der sich dafür interessierte. Er selbst war einfach zu schwach…

***

In meiner Wohnung konnte ich mich kaum bewegen, denn sie waren alle gekommen, um meinen Geburtstag zu feiern. Ich hatte ihn eigentlich nicht feiern wollen, ihn sogar vergessen, dann jedoch waren meine Freunde wie eine Woge über mich hergefallen.

Im Flur schon hatten sie gesungen. »Happy Birthday!« natürlich, und Bill hatte noch ein Solo von sich gegeben.

Was war mir anderes übriggeblieben, als sie hereinzubitten? Ich brauchte nur Sukos Grinsen zu sehen, um zu wissen, wer das publik gemacht hatte.

»Und du willst ein Freund sein?« zischte ich ihm zu.

»Ich feiere eben gern.«

»Warte nur ab, wenn du Geburtstag hast.«

Das Geschenk trugen Suko und Bill zusammen. Sie schleppten es in die Küche, die natürlich nicht aufgeräumt war. Dort stellten sie es auf der Platte ab.

»Auspacken, John!«

»Was ist es denn?«

Lady Sarah Goldwyn schob sich aus dem Hintergrund vor, während

Jane und Sheila die ersten Sektflaschen öffneten und die Korken knallen ließen. »Etwas Praktisches, mein Junge.«

Ich hob die Schultern. »Das hat mir meine Mutter heute morgen auch gesagt, als sie anrief. Sogar in meinem Alter könne ich praktische Geschenke gebrauchen.«

»Wie alt wirst du eigentlich, Onkel John?« fragte Johnny Conolly, mein Patenkind, aus dem Hintergrund.

»Zu alt.«

»Wie alt denn?« Er ließ nicht locker.

»Ein Jahr älter.«

»Schon ein Gruftie, wie?«

»So ähnlich.«

»Nun pack das Geschenk schon aus!« forderte Jane mit auf. »Los, mach, wir wollen sehen, was du dazu sagst.«

»Ist es… etwas Praktisches?«

»Klar.«

»Warum habt ihr es dann eingepackt?«

Bill lachte. »Das sage ich auch immer. Die Weiber sind doch… auh …« Er schrie, weil Sheila, seine Frau, ihn auf den Fuß getreten hatte.

»Was sind die Weiber, mein Lieber?« fragte sie süffisant lächelnd und mit leicht drohend klingender Stimme.

»Sie sind die besten der Welt«, erwiderte Bill. »Nach den Männern natürlich.« Bei dieser Antwort nahm er Reißaus.

Ich riß auch, allerdings das Papier ab.

Die Blicke sämtlicher Gäste waren auf mich gerichtet. Ich kam mir vor wie ein Schauspieler beim Solo-Auftritt. »Ist das denn so spannend?« fragte ich.

»Und wie!« rief Glenda. Sie hob ihr mit Sekt gefülltes Glas hoch.

»Wir haben alle zusammengelegt, um dir eine große Freude zu bereiten. Suko war auch dafür.«

»Na ja, dann werde ich mal schauen.« Ich fetzte den letzten Rest ab und war froh, daß das Geschenk schon von seinem normalen Karton befreit worden war.

Viereckig, hell, mit einer Glasklappe davor, an der Seite einige Tasten, darüber die Anzeige einer Digitaluhr. Das Ding sah aus wie ein Fernseher, in dem man kochen konnte.

»Weißt du, was es ist?« erkundigte sich Sheila Conolly.

»Na ja, ich kann es mir denken. TV und Video fallen aus. Da bleibt nicht mehr viel übrig.«

Die Antwort gab Lady Sarah. »Das ist ein Mikrowellenherd. Wir haben gedacht, daß dieses Geschenk mehr als nützlich ist für dich. Da kannst du deine Mahlzeiten in Minutenschnelle aufwärmen. Trinkst auch mal ein Glas warme Milch…«

»Oder kühles Bier!« sagte ich in Lady Sarahs Rede hinein.

»Sei nicht so läppisch. Soll ich dir als alte Frau die Funktion der Mikrowelle noch erklären?«

»Nein, auf keinen Fall, Sarah. Das ist nicht nötig. Ich nehme mir einen Tag Urlaub und studiere die Beschreibung.«

»Die habe ich sogar in meinem Alter verstanden!« hielt mir Sarah Goldwyn entgegen.

»Na und?«

»Du freust dich nicht!« stellte Jane fest.

»Na ja«, ich wand mich etwas, »damit habe ich nicht gerechnet. Mich hat eben die Überraschung fast sprachlos gemacht.«

Jane verzog das Gesicht. »Der lügt wieder, ohne rot zu werden. Außerdem ist es ein Geschenk, das ihr beide benutzen sollt. Suko kann auch damit kochen.«

Ich drehte mich um, weil Suko feixend hinter mir stand. »Du wußtest Bescheid?«

»Klar doch.«

»Willst du mir ebenfalls helfen?«

»Ja.«

»Dann ist gut.«

»Aber denke nur nicht, daß ich alles allein koche. Ich werde dich sogar anlernen.«

Ich nickte den Freunden zu. »Ihr werdet euch wundern. In einem Monat bin ich stadtbekannt als der Bocuse von London. Das kann ich euch jetzt schon sagen.«

»Und wo willst du dein Festessen starten?« rief Sheila.

»Bei Suko natürlich. Wir quetschen uns alle in seine Wohnung.«

Danach lachte ich und breitete die Arme aus. »Trotzdem freue ich mich, daß ihr alle gekommen seid. Danke, herzlichen Dank!«

»So, jetzt mal raus aus der Küche!« rief Sheila von der Tür her.

»Ich habe hier eingeschenkt.« Sie stand im Wohnraum, in den wir alle gingen. Auf dem Tisch stand das Tablett mit den Gläsern. In den langen Flöten sprudelte der Sekt.

»Aber einer fehlt noch!« rief Johnny, der ein Glas mit Orangensaft bekommen hatte.

»Richtig.« Bill, sein Vater, nickte.

»Und wer?« wollte ich wissen, mich dabei drehend und meine Freunde anschauend.

»Kein Dämon«, sagte Glenda.

»So etwas würde auch noch passen. Ich bin es gewohnt, mit allem zu rechnen.«

Da klingelte es.

»Ist das der Gast?« fragte ich.

Glenda drückte mich in Richtung Flur. »Ja, mach schon auf, John. Los, öffne!«

»Mit Waffe?«

»Ohne bitte.«

»Wie du willst.«

Ich ging hin, schaute nicht durch den Spion, sondern zog die Tür mit einer heftigen Bewegung auf.

Auf der Fußmatte stand ein Gentleman. Bowler auf dem Kopf, einen blauen Mantel tragend, das weiße Hemd, die korrekt gebundene Krawatte, große Augen hinter Brillengläsern, ein Lächeln um die Mundwinkel.

»Sir James!« rief ich.

»Herzlichen Glückwunsch, John!« Er nahm den Bowler ab und streckte mir die Hand entgegen.

Ich drückte sie fest.

»Alles, alles Gute für das neue Lebensjahr. Lassen Sie sich nicht überfahren, geben Sie auf sich acht und bieten Sie der schwarzmagischen Seite weiterhin die Stirn.«

»Danke, Sir, ich werde mich bemühen. Vielen Dank! Bitte«, ich trat zur Seite. »Kommen Sie doch herein.«

»Gern.« Er nickte, wischte seine Schuhsohlen ab. »Ich habe mich leider etwas verspätet, weil mir der Dienst dazwischen kam. Wie hat Ihnen das Geschenk gefallen?«

»Ich bin jetzt noch sprachlos.«

»Vor Glück?«

Ich half dem Superintendenten aus dem Mantel. »Nun ja, so ungefähr, meine ich.«

»Er will jetzt schon anfangen zu kochen, Sir!« rief Jane Collins und hob ihr Glas.

»Aber bitte nicht den Sekt erhitzen!« sagte der Alte.

Er bekam auch ein Glas. O Wunder, Sir James nahm es sogar entgegen, wo er sonst nur Wasser trank.

Wir machten es noch einmal feierlich und bauten uns in einem großen Halbkreis auf. Jeder hob sein Glas, man ließ mich hochleben.

Wir nahmen wieder einen Schluck, und mir wurde dabei schon komisch.

Ich freute mich natürlich über das Kommen meiner Freunde. Sie hatten mich tatsächlich überrascht und natürlich auch Sir James Powell. Nachdem der Klang der Gläser verweht war, wurde mir die nächste Überraschung präsentiert.

Bill Conolly, mein ältester Freund, sprach sie aus. »Lieber John«, sagte er und stellte dabei sein Glas weg. »Es gibt gewisse Daten, die soll man einfach feiern. So auch deinen Geburtstag. Wir haben uns gesagt, daß man nicht nur trinkt, man muß auch essen. Du hast zwar von uns eine Mikrowelle bekommen, da wir dich allerdings kennen, haben wir uns gedacht, verlassen wir uns nicht auf seine Kochkünste,

sondern auf die eines Profis. Bei einem Italiener haben wir einen Tisch reserviert. Jeder hat Zeit, wir werden also essen gehen.«

»Das ist toll, danke. Wann denn?«

Bill grinste mich an. »In zehn Minuten, wenn es recht ist.«

»Oh.«

»Gefällt dir das nicht?« fragte Sheila.

»Schon, aber…« Ich schaute an mir herab. Nun ja, in meiner Wohnung lief ich nicht eben festlich gekleidet umher. Wer tat das schon?

Höchstens die Stars in den TV-Serien. Ich aber trug eine Cordhose, die sieben Jahre alt war, das Hemd konnte man ebenfalls als unmodern ansehen, und die Strickjacke zog sich auch schon in die Länge.

Von den alten Hausschlappen mal ganz zu schweigen. Wir hatten zwar Sonntag, aber ich war den ganzen Tag noch nicht vor die Tür gekommen.

»Du hast Zeit, dich umzuziehen«, sagte Jane.

Ich nickte ihnen zu. »Ihr seid mir vielleicht Hirten. Stürmt hier in die Wohnung und macht mich fertig.«

»Wir wissen doch, wie gern du dich umziehst«, spöttelte Glenda.

Mir fiel auf, daß alle anderen irgendwie sonntäglich angezogen waren. Also mußte auch ich mich danach richten. Ich hob die Schultern. »Wenn es sein muß«, sagte ich, »dann werde ich mich jetzt umziehen.«

»Wir warten.«

Ich verschwand im Schlafzimmer, wo ich mir den Schweiß von der Stirn wischte. Urplötzlich so viele Gäste zu haben, das war schon ziemlich anstrengend.

Aus dem Kleiderschrank holte ich das beigefarbene Hemd mit grauen Streifen, eine graue Hose und ein hellbraunes Jackett. Die Klamotten waren ziemlich neu. Ich hatte sie bei einem Herrenausstatter gekauft, der sein Geschäft aufgeben mußte, weil er einfach zu teuer gewesen war. Am letzten Tag vor der Geschäftsaufgabe hatte er die Klamotten für mehr als 70 Prozent reduziert verkauft.

Den Schlips knotete ich mir ebenfalls um und kam mir wieder eingekerkert vor.

Zum Glück war ich am Tag zuvor beim Friseur gewesen. Ich fuhr mir noch kurz durch die Haare, bevor ich zu den Freunden zurückging, die mich mit einem Klatschmarsch begrüßten.

»Was ist denn los?« rief ich gegen die Geräusche an.

»So kennen wir dich kaum!« rief Glenda.

»Dann könnten wir aufbrechen«, meinte Bill.

»Müssen wir fahren?«

»Ja. Das Lokal liegt in Soho. Du wirst es nicht kennen, aber es ist ein

Geheimtip.«
»Wie heißt es denn?«
»Tessin.«
»Oh – ein Schweizer?«
»Ja, aber mit stark italienischem Einschlag. Die haben wirklich tolle Menüs.«
»Hast du etwa schon für uns alle bestellt?«
»Ich war so frei.«
»Hundesohn.« Ich boxte meinen Freund in die Seite. Die anderen hatten die Wohnung bereits verlassen. Bill und ich gingen als letzte.
Als ich abschloß, fragte mich der Reporter.
»Man hört einige Dinge aus Germany, John. Was war da mit Will Mallmann?«[1]
»Hör auf!« flüsterte ich. »Erinnere mich nicht daran. Es ist kaum zu fassen, aber ich rechne damit, daß Will es nicht mehr geschafft hat. Die Falle war dicht.«
»Dann ist er zum Vampir geworden?«
»Davon muß ich ausgehen.«
Bill strich über sein Gesicht. »Das ist verdammt hart.« Er räusperte sich. »Hast du ihn schon als Blutsauger gesehen?«
»Noch nicht.«
»Dann ist es nicht hundertprozentig sicher, ob er zum Vampir geworden ist.«
»Genau.«
»Wie soll es weitergehen?«
»Ich weiß es nicht, Bill. Allerdings rechne ich damit, daß er sich bald in London zeigen wird.«
»Gibt es schon Anhaltspunkte?«
»Einige, doch die sind zu vage. Wir müssen schauen, ob sich hier etwas tut.«
»Da kannst du lange warten.«
»Das glaube ich nicht.«
Im Lift sprachen wir nicht mehr über dieses unangenehme Thema.
Bills Fröhlichkeit war verschwunden. Er stand an der Wand und schaute zu Boden.
»So ist das nun mal«, sagte ich. »Das Leben ist kein ruhiger Fluß, sondern ein wildes Meer mit vielen Wellen. Mal bist du oben, dann wieder unten. Wie gesagt, noch habe ich Hoffnung.«
»Lassen wir das Thema an deinem Geburtstag!«
»Danke.«
Die anderen warteten in der Halle, wo der Hausmeister große Augen bekommen und erst jetzt von meinem Geburtstag erfahren hatte. Er gratulierte mir ebenfalls.
»Auf daß Sie mir noch oft begegnen werden, Mr. Sinclair!«

»Das will ich doch hoffen.«

Wir stiegen in die verschiedenen Fahrzeuge. Auch Sukos BMW parkte vor dem Haus.

»Finden wir am Lokal genügend Parkplätze?«

»Klar, an der Rückseite. Dort gibt es einen großen Platz nur für Gäste.«

»Dann mal los!«

»Du kannst trinken.« Suko ließ den Motor an und freute sich wieder über den Spund. »Ich werde dich an deinem Ehrentage fahren.«

Ich prustete los. »Ehrentag ist gut. Schließlich werde ich wieder ein Jahr älter.«

»Sei froh, daß du noch lebst. Bei dem Job, den wir haben, keine Selbstverständlichkeit.«

»Nun ja…«

»Du denkst an Will, oder?«

»So ungefähr. Ich komme einfach nicht davon los. Er hat mich nicht einmal angerufen. Deshalb rechne ich damit, daß er sich auch hier zeigen wird.«

»Und wir müssen uns vor Dracula hüten.«

»So ist es.«

Wir waren als letzte gefahren. Vor uns rollte Bill Conolly. Er hatte seinen Porsche genommen. Sir James war mit dem Fahrer eingetroffen, saß aber bei Jane und Lady Sarah im Wagen, ebenso wie Glenda Perkins. Hinter uns hockte noch Johnny, mein Patenkind.

»Starkes Auto«, schwärmte er.

Diese Worte waren Wasser auf Sukos Mühle. »Und wie, mein Junge. Der Wagen ist für mich ein Traum.«

Bis zum Ziel unterhielten sich die beiden über die Vorteile des BMW. Nachteile kamen nicht zur Sprache.

Ich hielt mich da raus und schaute aus dem Fenster. An diesem Sonntagabend war es selbst in London ziemlich ruhig. Das mochte auch am Wetter liegen. Es war ziemlich kalt geworden. Ein nasse, feuchte Kälte, die durch die Kleidung kroch.

Schnee war nicht gefallen, aber über der Stadt hatte tagsüber eine leichte Smogwolke gelegen.

Das »Tessin« befand sich in einem der neuen Teile Sohos. Den alten Stadtteil, wie man ihn von früher her kannte, auch zu Zeiten Jack the Rippers, gab es nicht mehr. Es war viel saniert und gebaut worden, oft genug zum Schaden der Bewohner, und man versuchte jetzt, dem Bauboom entgegen zu wirken. Ob das allerdings klappte, war mehr als fraglich.

Der Besitzer des Lokals, ein dunkelhaariger Italo-Schweizer mit einem gewaltigen Schnauzbart begrüßte uns per Handschlag und bat uns an den gedeckten Tisch. Sein Restaurant war nicht besonders groß

und mit uns fast voll geworden.

Ich mußte mich an den Kopf der Tafel setzen. Zur Begrüßung gab es italienischen Sekt. Knalltrocken, nicht jedermanns Geschmack, aber mir tat er gut.

In einer kurzen Tischrede bedankte ich mich noch einmal für die Einladung, das Geschenk und die guten Wünsche. Zum Schluß der kleinen Rede fiel mein Blick auf die zahlreichen Bestecke, die rechts und links neben den Tellern lagen.

»Wenn ich sie nachzähle, dann habe ich das Gefühl, daß ich heute noch gemästet werden soll.«

»Nicht nur du!« rief Bill, »wir alle.«

»Wer hat denn das Menü ausgesucht?«

Sheila und Jane hoben die Arme. »Wir haben es gemeinsam getan«, sagte die Detektivin. »Du kannst übrigens sicher sein, daß es dir besser schmecken wird als vor einigen Wochen im Horror-Restaurant.«

»Das glaube ich auch.«

Der Wirt kam, bevor ich noch die kleine Menükarte lesen konnte, die jeder neben seinem Teller liegen hatte. »Ich habe hier noch eine kleine Überraschung«, erklärte er und stellte eine Geburtstagstorte auf den Tisch. Sie sah schlicht aus, ohne großen Pomp, dafür mit viel Sahne bedeckt. Eine brennende Kerze stand in der Mitte.

»Wer hat die denn bestellt?« rief ich.

»Keiner der Herrschaften!« erklärte der Wirt. »Sie ist vorhin hier abgegeben worden.«

»Von wem?«

Der Schnauzbart hob die Schultern.

»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

»Wie sah der Mann denn aus?«

»Sorry, Mr. Sinclair. Es war ein Bote. Er gehörte zu einer privaten Transportfirma.«

»Ja, danke, schon gut.«

»Soll ich noch mit dem Vorgericht warten?« erkundigte sich der Mann. »Ich meine, Sie werden die Torte anschneiden wollen. Das ist doch so Brauch.«

»Ja, John, tu das!«

»Du hast gut reden, Suko. Wenn ich ein Stück esse, bin ich schon so gut wie satt.«

»Das mache ich dann!« rief Johnny.

»Wie du willst.« Der Junge gehörte zu den Menschen, die mit einem beneidenswerten Appetit gesegnet waren. Er konnte oft und viel essen, ohne daß er zunahm. Nur größer wurde er.

Ein Messer lag daneben. Als ich es anfaßte, wehte Lady Sarahs Flüstern über den Tisch. Ihre Bemerkung wurde von allen gehört.

»Hoffentlich schneidest du nicht in eine Bombe.«

Die Klinge schwebte bereits über der Torte, aber ich schnitt sie nicht an.

»Hör doch, auf, so etwas zu erzählen«, sagte Jane Collins. »Du machst uns nervös.«

»Ich habe mal einen Roman gelesen, da passierte es beim Anschneiden der Torte. Die Bombe explodierte und…«

»Soll ich sie wegschmeißen?«

»Nein, nicht!« rief Bill. »Eine Bombe hat ihr Gewicht. Heb die Torte mal an. Wenn sie dir schwerer vorkommt, schaffen wir sie auf den Parkplatz.«

Ich richtete mich nach seinen Worten. »Nein, ihr Gewicht ist normal.«

»Dann schneide sie an!« sagte Glenda.

»Okay, schaut zu.« Ich drückte die scharfe Seite der Klinge gegen die Oberseite der Torte. Das Messer war speziell dafür geschaffen worden. Ohne großen Kraftaufwand durchschnitt es die Masse, und es passierte nichts. Ich wußte, daß auf meiner Stirn kleine Schweißperlen lagen, wischte sie aber nicht weg, sondern schnitt in einem anderen Winkel dem ersten entgegen. Ich wollte eine Ecke herausheben. Ich kam bis zur Hälfte, dann merkte ich den Widerstand.

Ich schnitt nicht mehr weiter.

»Was ist los?« fragte Bill. Die Freunde schauten mir gespannt zu.

»Ich habe den Eindruck, daß sich in der Torte noch eine Überraschung verbirgt…«

»Doch eine Bombe?« fragte Lady Sarah.

»Lieber nicht.« Ich riskierte es und gab dem Messer ein wenig mehr Druck. Der Widerstand verschwand. Was sich immer darin befunden haben mußte, ich hatte es überwunden.

Ich wollte weiterdrücken, als ich die Bemerkung meiner Sekretärin hörte.

»Was ist denn?«

Sie zeigte mit dem Finger über den Tisch. »Da, John, da! Das ist einfach grauenhaft.«

Mein Blick streifte den Rand der Torte. Jetzt sah ich es auch. Aus dem ersten Schnitt sickerte ein rotes Rinnsal und zeichnete bereits ein zittriges Muster auf die weiße Tischdecke.

Blut…

***

Zum Glück hatte keiner der anderen Gäste etwas bemerkt, sonst wäre ihnen wohl der Appetit vergangen. Auch meine Freunde saßen stocksteif auf ihren Plätzen und waren bleich geworden. Mit dieser makabren Überraschung hatte keiner von uns gerechnet.

In meinem Magen lag ein Klumpen. Ich war mir vorher schon sicher,

daß mir das Menü nicht schmecken würde.
Bill und Suko erhoben sich von ihren Plätzen. Auf ihren Gesichtern lag eine Gänsehaut. So wie ich schauten sie zu, wie das Blut immer mehr Nachschub bekam und das Weiß der Decke zeichnete.
Ich schnitt weiter, drehte dann das Messer und schaffte es, die Blutquelle innerhalb der Torte noch mehr sprudeln zu lassen.
Sheila sprang auf und lief auf die Theke zu. Von dort ließ sie sich eine große Platte geben.
»Zerschneide sie, John, und leg die Reste auf die Platte.«
Niemand sprach. Sie alle schauten zu, wie ich die Torte regelrecht zerstückelte.
Sehr bald schon entdeckten wir die Fetzen einer Gummiblase, in der sich das Blut befunden hatte. Zusammen mit den Resten der Torte sprudelte sie auf der Platte.
Auch der Wirt war gekommen. Er sah, was geschehen war und preßte seine Hände gegen den Kopf. »Ist das… ist das …?«
»Ja, Blut!«
»Aber wieso…?«
»Sagen Sie nichts!« flüsterte ich. »Manchen Menschen schickt man eben besondere Überraschungen zum Geburtstag. Ich scheine dazu zu gehören.«
»Wer hat sie geschickt?«
»Sorry, Suko, das weiß ich…« Das letzte Wort wollte mir nicht über die Lippen, weil ich unter der Klinge, die wieder in der Tortenmasse steckte, noch einen zweiten Widerstand gespürt hatte. »Da ist noch etwas.«
»Wieder eine Blase?« fragte Sir James. Er saß auf seinem Platz wie ein Denkmal, neben Lady Sarah.
»Nein, der ist härter.«
»Seien Sie vorsichtig, John.«
»Natürlich, Sir.« Ich schabte weiter, drehte das Messer und konnte den fremden Gegenstand aus der Masse schließlich hervorholen.
Es war ein sehr schmales Geschenk, eingewickelt in wasserundurchlässiges Packpapier und auf beiden Seiten durch Sahnereste verschmiert, zudem mit kleinen Blutflecken besudelt.
Der Wirt stand ebenfalls bei uns. »Was ist das denn?« fragte er in den Raum.
Ich hob das Päckchen mit spitzen Fingern an. »Kann ich es irgendwo abwaschen?«
»Sir.«
»Ich gehe mit!« sagte Suko, doch ich wehrte ab.
»Nein, nein, das ist mein Geburtstag, und das ist auch meine Sache, Freunde.«
Der Wirt hatte mich in die Gästetoilette geführt, wo er lamentierte.

»Ich begreife das nicht. So etwas ist schrecklich. Wenn sich das herumspricht…«

»Es wird sich nicht herumsprechen.« Ich ließ Wasser laufen und hielt das Päckchen darunter.

Der harte Strahl spülte die Reste weg, auch das noch vorhandene Blut zerlief zu rosigen Streifen und verschwand im Ausguß. Der Wirt stand neben mir am Waschbecken. »Und Sie haben wirklich keine Ahnung, wer Ihnen dieses makabre Geschenk gemacht haben könnte?«

»Nein!«

»Haben Sie denn Feinde?«

Ich griff zu einem blauen Handtuch. Es hing neben dem Waschbecken. »Wer hat die nicht?«

»Das stimmt schon. So etwas erinnert mich an die Mafia, wissen Sie. Solche Methoden sind…«

»Hatten Sie schon Besuch von der Ehrenwerten Gesellschaft?«

»Nein, zum Glück nicht. Aber ich rechne damit, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Dann sagen Sie uns Bescheid.«

»Bewahre, ich…«

»Wir sind von Scotland Yard.«

Der Wirt trat zurück. Sein gewaltiger Schnauzbart zitterte plötzlich. »Da… da habe ich ja etwas gesagt«, stotterte er. »Vergessen Sie es lieber, bitte.«

»Schon erledigt.« Ich begann damit, das Packpapier zu lösen. Der Besitzer zog sich sicherheitshalber bis an die Tür zurück. Er scheuerte seine Handflächen an der Schürze sauber.

Ich hatte das wasserabstoßende Papier mittlerweile entfernt und wunderte mich kaum noch, als eine normale Kassette zum Vorschein kam. Da wollte mir jemand seine ganz persönlichen Glückwünsche auf diese außergewöhnliche und makabre Art und Weise übermitteln. Vorhin war der Begriff Mafia gefallen. So wie man mir die Grüße übermittelt hatte, konnte durchaus die Mafia dahinterstecken. An der Spitze stand Logan Costello, einer meiner härtesten Feinde.

»Haben Sie einen Recorder greifbar?« fragte ich.

Er nickte. »Ja, einen kleinen.«

»Darf ich ihn mir ausleihen?«

»Sicher, ich hole ihn.«

An der Theke wartete ich und beruhigte meine Freunde durch die entsprechenden Handbewegungen. Mit dem Recorder, der über Batterie lief, trat ich wieder an den Tisch und nahm Platz.

»Wer schickt dir denn eine Kassette?« fragte Bill.

»Das werden wir gleich wissen.« Ich legte sie ein.

Inzwischen war auch den anderen Gästen unser ungewöhnliches Benehmen aufgefallen. Sie starrten zu unserem Tisch rüber und

warteten darauf, daß sich etwas tat.

Ich drückte die Abspieltaste. Es wurde spannend. Auch meine Freunde saßen wie auf dem Sprung.

Zunächst hörten wir so gut wie nichts. Nur ein leises Rauschen drang aus dem Lautsprecher. Ein Knacken folgte, dann ein Geräusch, als würde jemand husten.

Plötzlich, beinahe schon unerwartet, hörten wir alle die leise, aber dennoch gut zu verstehende Stimme.

»Herzlichen Glückwunsch, John! Ich hoffe, meine Grüße haben dich zu deinem Fest erreicht. Ich wünsche dir ein Jahr voller Angst und Furcht. Du wirst es haben, glaub mir. Ich sage nur noch eines. Hüte dich vor Dracula! In diesem Sinne, John, bis bald…«

Ich stellte das Gerät aus.

Wir schauten uns an. Bleich, geschockt. Dann nickte ich und fragte leise in das Schweigen hinein. »Wißt ihr, wer da gesprochen hat?«

»Natürlich«, erwiderte Suko. »Will Mallmann…«

***

In den folgenden Sekunden sprach keiner von uns ein Wort. Ich hätte heulen und toben können, so stark war mir diese Nachricht unter die Haut gegangen.

Es fehlte mir zwar noch immer der Beweis, daß Kommissar Mallmann zu einem Vampir gemacht worden war, aber in diesen schrecklichen Augenblicken nahm ich die Kassette als sein Alibi für diese Verwandlung entgegen.

Sir James räusperte sich. Er unterbrach damit das Schweigen. »Ich bin der Meinung, daß Kommissar Mallmann nicht geblufft hat. Und ich rechne auch damit, daß wir ihn unter Umständen sehr bald hier in London wiedersehen. Oder?«

Keiner von uns widersprach. Wir alle waren der Ansicht, daß sich Will bereits in London aufhielt.

»Hüte dich vor Dracula«, wiederholte Bill. »Darf ich fragen, was der Satz bedeutet?«

»Ich weiß es auch nicht genau, Bill. Er hängt jedenfalls mit der Aktion zusammen. Aktion Dracula. Vampire haben sich meiner Ansicht nach zusammengeschlossen, um zuschlagen zu können. Eine andere Möglichkeit sehe ich momentan nicht.«

»Und Mallmann an der Spitze?«

»Das ist die Frage.«

Bill fuhr durch sein Haar. »Wenn ich ehrlich sein soll, paßt mir das überhaupt nicht. Stellt euch mal vor, einer von uns begegnet ihm. Dann wären wir gezwungen, ihn zu vernichten, weil er eben ein Vampir ist und eine Gefahr für die Menschheit darstellt.«

»So ist es«, sagte Suko.

»Könntest du das denn?«
»Weiß ich nicht.«
»Und du, John?«
Ich winkte ab. »Daran möchte ich jetzt nicht denken. Ich wäre jedoch gezwungen, meine Pflicht zu tun. Und das würde mir verdammt an die Nerven gehen.«
»Mir auch.«
Sir James sagte etwas. »Mallmann muß sich sehr sicher sein, denn er hat uns ja indirekt Bescheid gegeben. Falls er sich tatsächlich in London aufhält, werden wir ihn suchen lassen. Wir müssen eine stille Großfahndung einleiten. Allerdings frage ich mich, was er vorhat. Wie sehen seine Pläne aus? Will er London tatsächlich zu einer Stadt der Untoten machen? Sollen hier Millionen von Vampiren umherlaufen?«
»Darauf liefe es doch im Endeffekt hinaus«, sagte Bill.
»Ja, leider.« Sir James nickte bedächtig. »Was können wir konkret tun? Da bin selbst ich überfragt. Man kann keinen Artikel in die Zeitung setzen und die Menschen vor den Untoten warnen. Die Leute würden uns entweder auslachen oder uns für eine Panik verantwortlich machen. Also müssen wir abwarten und – so ungewöhnlich es sich auch anhört – darauf hoffen, daß die andere Seite die Initiative ergreift. Wie stehen Sie dazu?«
Ich widersprach nicht.
Der Wirt kam. Er fühlte sich selbst nicht wohl in seiner Haut, als er fragte: »Kann ich jetzt damit anfangen, das Menü zu servieren?«
Wir schauten uns an.
Keiner sprach, nur Glenda sagte: »Ehrlich gesagt, mir ist der Appetit vergangen. Ich weiß nicht, wie es euch ergeht, aber ich möchte nichts mehr essen.«
»Ich auch nicht«, sagte Jane.
Wir alle wollten nicht.
»Aber einen Schluck brauche ich«, sagte Bill, der mit der flachen Hand auf den Tisch schlug.
»Grappa? Ich habe einen hervorragenden da.«
»Stark?«
»Ja, sehr.«
»Dann eine Runde Grappa.«
»Der junge Mann auch, Sir?«
»Nein, nicht. Aber für uns.«
Der Schnaps kam. Wir hoben die Gläser, tranken, einige schüttelten sich, doch niemand gab einen Kommentar ab.
Will Mallmanns makabre Nachricht hatte uns allen die Sprache verschlagen. So dauerte es nicht lange, bis sich die Geburtstagsgesellschaft auflöste.
Drei Personen blieben noch.

Sir James, Suko und ich. Wir hatten einiges zu besprechen. Ein Resultat erreichten wir leider nicht.

»Ja, dann bis morgen«, sagte Sir James, der seinen Stuhl zurückschob. Er hatte dem Wirt mittlerweile Bescheid gegeben, ein Taxi zu rufen. Der Wagen war schon da.

Wir verabschiedeten uns von Sir James noch am Tisch. Suko schob mir seinen Grappa zu. »Hier, ich muß fahren, trink du ihn.«

»Danke.« Ich nahm das Glas in die Hand und sprach zu mir selbst.

»Happy birthday, John Sinclair!« Noch ein nicht druckreifes Wort fügte ich hinzu.

Dann kippte ich den Grappa mit Todesverachtung.

***

Der nächste Tag, ein Montag!

Im Büro herrschte eine bedrückende Stimmung. Der vergangene Tag wirkte noch nach. Nicht nur bei Suko und mir, auch bei Glenda Perkins, die sich kaum ein Lächeln abquälen konnte. Unter ihren Augen lagen dunkle Ränder. »Ich habe kaum geschlafen«, sagte sie, als sie den Kaffee brachte. »Es war eine schreckliche Nacht.«

»Frag mich mal«, sagte ich.

»Es tut mir nur so leid, daß es ausgerechnet an deinem Geburtstag passierte, John.«

»Das war schon gut getimt, Glenda.«

»Wißt ihr überhaupt, wie und wo ihr anfangen wollt?«

»Nein.«

»Das ist gut.«

»Wieso?«

»Weil sich vorhin jemand angemeldet hat, der euch sprechen will.«

»Wer denn?« fragte Suko.

»Ein gewisser Dr. Louis Ward.«

Der Inspektor blickte mich an. »Kennst du den Namen, John?«

»Nie gehört.« Ich wandte mich an Glenda. »Was will er denn? Was ist er für ein Arzt?«

»Was er von euch will, hat er mir nicht gesagt. Er ist Psychologe. Man hat ihn an euch verwiesen.«

»Andeutungen hat er auch nicht gemacht, wie?«

»Leider nicht.«

Ich schaute auf die Uhr. »Wann wird er hier sein?«

»So rasch wie möglich.«

»Okay, dann schick ihn her.«

Glenda ging wieder, und Suko meinte: »Ich kann mir vorstellen, daß der Besuch dieses Dr. Ward mit Mallmann zusammenhängt.«

»Wie kommst du darauf?«

»Nur so.«

Ich winkte ab. »Daran glaube ich nicht. Das wird bestimmt eine andere Sache sein.«

»Haben wir überhaupt noch Zeit, uns darum zu kümmern?«

»Wir müssen.«

Suko räusperte sich. »Einfach wird es nicht sein. Ich kann mir vorstellen, daß sich unsere Gedanken ständig um Will Mallmann drehen werden.«

Ich legte meine Hände auf dem Schreibtisch zusammen. »Stell dir mal vor, Suko. Will ist ein Vampir.« Ich schlug mir selbst gegen die Stirn. »Das will in meinen Kopf nicht rein.«

»In meinen auch nicht.«

»Wir müßten ihn vernichten, wenn wir ihn sehen.«

»Ja.«

»Scheiße.« Ich stand auf und trat ans Fenster. Meine Hände waren zu Fäusten geballt. Ein äußeres Zeichen meines inneren Aufruhrs.

Grau lag der Himmel über der Stadt. Die Wolken wirkten wie dicke Bleiklumpen, die nur darauf warteten, auf die Hausdächer stürzen zu können.

Suko ahnte, was in mir vorging, er ließ mich in Ruhe. Ich kannte Will Mallmann schon sehr lange, noch länger als Suko. In Germany, als es um einen Voodoo-Mörder ging, hatte ich ihn kennengelernt.

Auch wenn es schon länger zurücklag, ich erinnerte mich noch an seine Hochzeit mit Karin. Wir waren aus der Kirche gekommen, da hatte der Schwarze Tod brutal zugeschlagen und Karin von der Seite ihres Ehemanns gerissen.

Will hatte viel mitmachen müssen, aber nie den Mut verloren. Ich dachte auch an seinen Autotick. Himmel, wie lange hatte er den Manta gefahren und sich schließlich auf den neuen Kadett gefreut.

Ich drehte mich wieder um. Suko schaute mich an. Er merkte das Brennen in meinen Augen, sagte nichts.

Glenda kam mit dem angekündigten Besucher. Dr. Ward war ein Mann in unserem Alter. Er trug eine Brille, war salopp gekleidet.

Unter der grünen Steppjacke schimmerte ein beiger Pullover. Dazu trug er Winterjeans.

Ich bot ihm einen Platz und auch Kaffee an, den Glenda brachte.

Erst als er den ersten Schluck getrunken und anerkennend genickt hatte, kam er zur Sache.

»Man hat mich zu Ihnen geschickt, Gentlemen. Allerdings weiß ich nicht, ob ich hier an der richtigen Adresse bin.«

»Es wird sich herausstellen«, sagte Suko.

Dr. Ward lächelte. »Eigentlich habe ich so etwas noch nie gemacht. Ich bin mit meinen Problemen stets allein fertig geworden und mußte mich beruflich auch um die anderer Menschen kümmern. Oft habe ich ihnen helfen können, manchmal allerdings auch nicht. So war es in

den letzten Wochen, als Frauen zu mir kamen, die mir von einem bestimmten Traum erzählten. Es war immer der gleiche Traum.«

»Von mehreren Personen geträumt?« fragte ich.

»Ja.«

»Erzählen Sie ihn.«

»Deshalb bin ich bei Ihnen erschienen. Ich gehe zudem davon aus, daß ich keine Tabus breche, weil ich im Hintergrund doch eine reale Gefahr sehe.«

Der Psychologe kam erst allmählich zum Kern des Problems. Er hatte auch nichts dagegen, daß wir seinen Bericht auf Band aufnahmen. Sehr gespannt hörten wir zu.

Dieser Traum, von verschiedenen Personen geträumt, war wirklich außergewöhnlich. Es ging um eine Insel, auf der ein Riese lebte, der Menschen verschlang.

»Aber nur die Träumenden«, sagte Dr. Ward.

»Und was sollen wir für Sie tun?« erkundigte sich Suko.

»Vielleicht mal mit der einen oder anderen Person reden. Ich weiß, daß es gewisse Wahrträume gibt.«

»Jetzt befürchten Sie, daß so etwas eintreten könnte, was die Frauen geträumt haben?«

»Ja. Mr. Sinclair.«

Suko fragte: »Wissen Sie eigentlich, ob es diese Insel, von der die Rede war, tatsächlich gibt?«

»Da habe ich noch nicht nachforschen können. Meine Mittel sind begrenzt.«

Ich lächelte schief. »Wissen Sie eigentlich, wie groß die Welt ist, Dr. Ward?«

»Natürlich. Ich weiß auch, daß es zahlreiche Inseln gibt. Große, kleine, schmale, lange…«

»Dann wird es kaum zu schaffen sein, die Insel herauszufinden, wenn die Träumenden selbst ihren Namen nicht kennen.«

»Das würde ich nicht sagen.« Er streckte den rechten Zeigefinger aus und hob seine Hand wie ein Oberlehrer. »Es gibt schon einen Hinweis, zwar einen vagen, aber immerhin.«

»Und der wäre?«

»Unabhängig voneinander haben die Frauen von einer Firma gesprochen, die sich Island Tours nennt.«

»Eine Reisegesellschaft?«

»Ja, Inspektor.« Er nickte Suko zu. »Sie hat ihren Sitz hier in London, nahe der Oxford Street.«

»Haben Sie sich dort schon erkundigt?«

»Nein, ich wollte keinen Verdacht erwecken. Aber meine Patientinnen waren da.«

»Und?«

»Sie fingen erst dann an, von dieser Insel zu träumen. Ich möchte Sie bitten, der Gesellschaft einen Besuch abzustatten, wenn es nicht zuviel verlangt ist. Mehr kann ich leider auch nicht für Sie tun, Sir.«

»Das ist wenig.«

Dr. Ward hob die Schultern. »Das weiß ich selbst. Nur – was soll ich denn machen?«

»Wir danken Ihnen jedenfalls, daß Sie den Weg zu uns gefunden haben. Sollte tatsächlich etwas dahinterstecken, werden wir uns bei Ihnen melden.«

»Das wäre nett.«

Ich begleitete ihn noch zur Tür. Dort überließ ich ihn Glenda Perkins. Schulterzuckend nahm ich hinter dem Schreibtisch Platz. »Was hältst du davon?«

»Keine Ahnung.« Er warf einen Bleistift hoch und fing ihn wieder auf. »Willst du denn hin?«

»Könnte nicht schaden.«

»Ich bleibe hier.«

»Meinetwegen. Wenn sich Will meldet, sag Bescheid.«

Er lachte. »Du denkst auch nur an das eine, wie?«

»In der letzten Zeit bestimmt.« Ich hatte mir das Branchenbuch geschnappt und suchte nach diesem Reisebüro oder der Firma. Island Tours fand ich sehr schnell. Die Buchstaben waren fett gedruckt und noch extra umrandet worden.

Ich rief an, bekam direkt Verbindung und hörte eine frisch klingende Frauenstimme, die Fröhlichkeit auch an einem Montag versprühte. »Island Tours. Guten Tag, Sir, was kann ich für Sie tun?«

»Mir eine Auskunft geben.«

Das Mädchen lachte. »Gern, wenn möglich.«

»Ich hätte mich mal über Ihr Programm…«

»Am Telefon, Sir?«

»Nicht unbedingt.«

»Dann kommen Sie doch vorbei, Sir. Wir können bei uns alles besser bereden. Die Buchungen laufen computergesteuert. Auf dem Monitor lesen wir sofort ab, ob noch freie Plätze bei gewissen Objekten sind, Sir.«

»Ja, ich werde mich dann in Bewegung setzen. Ach noch etwas. Welche Inseln fahren Sie denn eigentlich an?«

»Oh, einige.«

»Zählen dazu auch Grönland, Borneo, Aus…«

»Nein, Sir, nein. Wir haben uns auf die kleinen, fast noch unentdeckten Inseln beschränkt, die im Atlantik rund um unser Land verstreut liegen.«

»Ah, so ist das. Es sind also keine weiten Reisen.«

»Die längste dauert eine Woche. Die kürzeste einen Tag.«

»Schön, ich werde dann zu Ihnen kommen.«
»Danke, ich freue mich darauf, Sir.«
»Na?« fragte Suko. »Was hat die Maus gesagt?«
»Nicht viel. Sie freut sich darauf, mich zu sehen.«
Suko verzog das Gesicht. »Hoffentlich ist sie nicht enttäuscht, wenn du vor ihr stehst.«
»Keine Sorge, deshalb lasse ich dich ja zu Hause.«
Er drohte hinter mir her. »Wenn du so weitermachst, klaue ich dir noch deine neue Mikrowelle.«
»Da paßt du doch gar nicht rein.«
Ich zischte ab, bevor Suko nach irgendwelchen Wurfgeschossen greifen konnte.
»Du hast es aber eilig«, sagte Glenda.
»Und wie. Ich will auch verreisen.«
»Ach. Wohin denn?«
»Das weiß ich noch nicht.«
Erst als ich die Tür geschlossen hatte, sprang Glenda auf und lief zu Suko. Schließlich wollte sie wissen, was los war…

***

Angst vor der nächsten Nacht!
Lucy Freeman kannte dieses Gefühl. Sie hatte vergeblich versucht, dagegen anzukämpfen, es war ihr nicht gelungen. Immer wieder fürchtete sie sich vor der Dunkelheit. Wenn die sich über die Stadt legte, schaltete sie sämtliche Lampen in ihrer kleinen Wohnung ein.
Nur so fühlte sie sich halbwegs sicherer.
Die Angst aber blieb.
An diesem Sonntag war sie nicht aus der Wohnung gegangen. Das würde erst am nächsten Tag geschehen, und zwar mit gepackten Koffern, denn Lucy hatte sich dazu entschlossen, eine Insel-Tour zu machen.
Das Wetter war günstig. Kein Sturm zerpflügte die Wellen auf dem Kanal, die Fahrt würde relativ ruhig werden.
Es hatte sie eine große Überwindung gekostet, diesen Entschluß zu fassen, doch sie sah einfach keine andere Möglichkeit. Um diesen schrecklichen Alptraum verscheuchen zu können, hatte sie allen Mut zusammengerafft und wollte ihm entgegengehen. Dr. Ward hatte ihr dazu nicht geraten. Lucy Freeman hatte ein Buch gekauft und sich dort kundig gemacht. Der Verfasser riet den alptraumgeplagten Lesern, sich den Dingen zu stellen. Nichts anderes hatte Lucy vor.
Sie wußte auch genau, wo sie hinfahren würde. Zur Insel des grauen Riesen.
Dr. Ward hatte sie davon nichts erzählt. Durch Zufall war sie darauf gekommen oder nicht? Jedenfalls hatte sie bei einem Spaziergang im

Schaufenster eines Reiseveranstalters ein Plakat gesehen, das auf die Insel der Riesen hinwies. Sie lag nicht einmal weit entfernt, zwischen England und Frankreich.

Vor langer Zeit war sie eine Hochburg der keltischen Kultur gewesen, dann aber in Vergessenheit geraten.

Von einem Riesen hatte sie stets geträumt…

Der Sonntag wollte nicht verstreichen. Die Stunden zogen sich lang hin, die Dunkelheit war gekommen, mit ihr der Abend, dann die Nacht. Selbst das TV-Programm konnte Lucy nicht von ihren Sorgen ablenken. Je später es wurde, um so mehr verdichtete sich bei ihr das Gefühl, nicht mehr allein in der Wohnung zu sein. Sie kam sich vor wie eine Person, die von einer anderen beobachtet wurde.

Aber sie hatte niemanden entdecken können. Mehrmals hatte sie die Wohnung durchsucht und sich selbst eine Spinnerin genannt, obwohl das Gefühl geblieben war.

Gegen zwanzig Uhr entschloß sie sich, ein Bad zu nehmen. Die Türen ließ sie offen. Aus dem Wohnraum hörte sie noch den Fernseher. Irgendwie beruhigte sie dies.

Sie wartete ab, bis der Schaum fast über den Wannenrand quoll, dann erst zog sie sich aus und stieg in das heiße Wasser, in dem sie sich stets wohl fühlte.

Lucy streckte sich aus. Wasser spritzte. Wirbel entstanden.

Zweimal hatte ein guter Bekannter angerufen und sie gedrängt, mit ihm ins Kino zu gehen. Im Moment war der Film »A Fish called Wanda« der große Hit. Lucy hatte jedesmal abgelehnt. Sie wollte einfach nicht zwischen vielen Leuten sitzen und lieber allein bleiben, trotz ihrer immer drückender werdenden Furcht.

Die Wärme des Wassers tat ihr gut. Sie schloß die Augen und genoß es, umschmeichelt zu werden.

Bis sie das Zischen hörte!

Ein Geräusch, das für sie gefährlich klang und sie aus den Tagträumen hervor riß.

Bisher hatte sie ausgestreckt in der Wanne gelegen. Jetzt zuckte sie so schnell hoch, daß Wellen entstanden und über die Ränder schwappten. Links von ihr klatschte das Wasser auf die Fliesen.

Woher kam das Zischen?

Defekte Gashähne konnte es nicht geben. Sie heizte und kochte mit Strom. In ihrer Wohnung stand noch ein kompaktes Nachtspeichergerät.

Plötzlich dachte sie wieder an ihren Traum. Auch damals hatte sie das Zischen vernommen. Immer dann, wenn sie über den Boden der Insel schritt und bevor sie den Riesen sah.

Eine schwarze Schlange!

Die Erinnerung ließ sie zittern. Ja, das Zischen hatte sich angehört,

als würde sich eine Schlange in ihrem Bad befinden.

Regungslos saß sie in der Wanne und starrte nach vorn. Nur nicht nach links in das Zimmer hineinschauen, das traute sie sich einfach nicht zu. Das Wasser hatte sich wieder beruhigt. Über den oberen Teil ihres Rückens rann ein kühler Schauer, der sich bei ihr zu einer Gänsehaut verdichtete.

Die Spitze der Zunge huschte über die Lippen. Lucy Freeman schmeckte den salzigen Schweiß und glaubte, verrückt zu werden.

Etwa dort, wo sich ihre Knie befanden, schob sich von außen her etwas über den Rand der Wanne.

Dick wie zwei aneinandergelegte Finger, aber geschmeidiger und glatter. Der Kopf einer Schlange, die ihr Maul geöffnet hatte und die Zunge vorschnellen ließ.

Eine giftige Schlange, eine schwarze Mamba. So hatte das Tier in ihrem Traum ausgesehen.

Lucy wollte schreien, doch das klappte nicht. Irgend etwas drückte ihr die Kehle zu. So war es ihr nicht möglich, auch nur einen Laut über die Lippen zu drücken.

Die Furcht steigerte sich. Selbst in ihren Träumen hatte sie nicht diese panikartige Angst erlebt. Die Sekunden verrannen langsam – wie in Zeitlupe.

Die Schlange fand ihren Weg. Es war schon faszinierend anzusehen, wie sie ihren gesamten Körper in die Höhe geschoben hatte und sich nun auf dem handbreiten Rand der Wanne genau auf Lucy Freeman zubewegte. Kein Laut war dabei zu hören. Sie glitt durch die kleinen Wasserpfützen hindurch, als wären diese überhaupt nicht vorhanden.

Lucy konnte die kleinen Augen sehen. Darin schillerte der Tod in unzähligen Facetten. Einmal grün, einmal schwarz, dann wieder rot, so kam ihr das Leuchten vor.

Wollte die Schlange ihren Tod?

Lucy spürte Kälte und Wärme zugleich. Schon jetzt ekelte sie sich vor einer Berührung des Schlangenkörpers, die unweigerlich erfolgen würde, denn das schmale Reptil hatte bereits die Höhe ihres Ellbogens erreicht. Lucys linker Arm berührte den inneren Wannenrand. Er schaute teilweise aus dem Wasser hervor.

Die schwarze Mamba kroch weiter. Sie hob ihren Kopf an. Im schrägen Winkel drückte sie sich nach vorn und schuf einen ersten Kontakt mit Lucys Haut.

Die junge Frau saß halbwegs still. Ihr Kopf jedoch zitterte. Das Haar hing als korkenzieherartiges Lockengebilde rechts und links der Wangen nach unten. In den Adern floß Eiswasser, aber kein Blut mehr.

Ein wenig kitzelnd glitt die Schlange über ihren linken Arm in Richtung Hals.

Sie ließ die gespaltene Zunge noch einmal vorschnellen und tippte seitlich gegen das Kinn.

Lucy Freeman erstarrte vor Grauen. So etwas hatte die Frau noch nie zuvor erlebt. Dieser kalte Horror war einfach unfaßbar. Sie konnte nichts gegen einen Angriff der Schlange tun. Auch traute sie sich nicht, die Arme zu bewegen und mit den Händen nach der Schlange zu greifen, die es sich Wohlergehen ließ, an Lucys Hals entlangglitt, sich dann an der rechten Seite um ihn bog und unterhalb des Kinns an der Kehle entlangfuhr, bis sie so weit vorgedrungen war, daß sie die Kehle kurzerhand umschlingen konnte.

Für Lucy Freeman war es nicht mehr zu fassen. Selbst ihre Gedanken wurden ausgelöscht. Sie konnte sich nur noch auf diesen Schlangenkörper konzentrieren, der ihr die Kehle langsam zudrückte.

Sie spürte weder die Kälte noch die Wärme des Wassers. Unbeweglich saß sie in der Wanne.

Aber sie hörte die Botschaft.

Ein feines Singen erklang in ihrem Gehirn. Erst sehr leise, dann deutlicher werdend. Aus dem Singsang entstanden Worte, die sich zu Sätzen formierten.

Eine menschliche Stimme.

Klar, hell und auch leicht schrill klingend. Es war eine Botschaft, die ihr übermittelt werden sollte.

»Du bist die nächste, Lucy. Du wirst reisen, hast du gehört. Bald schon. Wir warten auf dich. Alle warten. Der Riese, die Schlangen, die Insel. Wir freuen uns auf dich…«

Die junge Frau wußte plötzlich, daß sie eine Antwort geben mußte, aber es fiel ihr so verflucht schwer.

»Ja!« stöhnte sie plötzlich und wunderte sich, daß sie noch sprechen konnte. »Ja, ich komme…«

»Ist gut, Lucy, ist gut!«

Es war der endgültig letzte Satz, den Lucy Freeman von der schwarzen Schlange hörte. Dafür vernahm sie ein puffendes Geräusch, merkte einen durch das Gesicht streichenden Luftzug, riß den Mund auf – und konnte wieder frei atmen.

Die schwarze Mamba war verschwunden!

Trotzdem rührte sich die junge Frau nicht. Sie blieb in der Wanne sitzen und lauschte den Echos der Schläge nach, die hinter ihrer Stirn aufklangen.

Das konnte einfach nicht wahr sein, das durfte nicht stimmen. So etwas ging nicht…

Verzweifelt wirbelten ihre Gedanken, die sie kaum in Worte kleiden konnte.

Irgendwann stemmte sie sich aus dem Wasser. Fast wären ihre Hände noch am glatten Rand der Wanne abgerutscht. Sie schaffte es mit viel

Mühe, sich hinzustellen, und noch einmal Mühe kostete es sie, die Wanne zu verlassen.

Davor lag die Matte, auf die sich Lucy stellte. Sie griff zum Badetuch und legte es über ihre Schultern. Dann erst stellte sie fest, wie sehr sie doch fror. Ihre Zähne klapperten aufeinander, die Lippen zuckten, in den Augen brannte es. Sie schluckte einige Male.

Mit mechanisch wirkenden Bewegungen trocknete sie sich ab, um anschließend nach dem Bademantel zu greifen. Wie ein großer dunkelroter Umhang umgab er ihren Körper.

Mit unsicheren Schritten verließ sie das Bad. Zurück im Wohnraum starrte sie gegen die Glotze, ohne überhaupt zu sehen, was auf dem Bildschirm ablief.

Vor ihren Augen sah sie Schatten, die sich blitzschnell bewegten, dann zerrissen wurden und neue Gestalten bildeten.

Schlangen!

Sie waren da, und sie hatten auch ein Ziel, denn sie rasten genau auf das Maul einer monströsen Figur zu.

Der Riese verschluckte einfach alles…

***

Sogar so hatte ich mir die Maus vorgestellt. Jung, quirlig, lächelnd, einfach in Form.

Ich war in das kleine Reisebüro gekommen und hatte mich sofort nach links gewandt, wo ein Teil des Raumes für zwei Mitarbeiter abgeteilt worden war, in dem die Mädchen hinter zwei Bildschirmen saßen. Die Blonde mit dem kurzen Pferdeschwanz legte einen Prospekt zur Seite, als sie mich sah.

Ich deutete auf ihren rot und weiß gestreiften Pullover, den sie zur schwarzen Hose trug. Zwei ebenfalls schwarze Hosenträger umspannten locker ihre kleinen Brusthügel. Auf dem Bildschirm stand ein Namensschild. Das Girl hieß Sandra.

»Sie wünschen?«

»Genau Sie.«

»Ach ja.« Sie bewegte ihre Stirn, und auf der Haut begannen die Sommersprossen zu tanzen.

»Ja, wir hatten vorhin telefoniert.«

»Ach, Sie sind das. Wie war doch gleich der Name?«

»John Sinclair.«

»Danke, Mr. Sinclair.« Jetzt hatte sie ihn endlich erfahren. Sie deutete auf einen freien Stuhl rechts neben dem Computerterminal.

»Bitte, wenn Sie Platz nehmen wollen.«

»Gern.«

»So«, sagte sie, als ich saß. »Dann wollen wir mal zur Sache kommen. Was kann ich für Sie tun?«

»Fragen wir anders. Was haben Sie denn anzubieten? Ihre Firma, meine ich.«

Sandra lachte sogar über den müden Witz. »Einiges. Wie Sie sicherlich wissen, haben wir uns auf ein Inselprogramm spezialisiert. Es ist außergewöhnlich. Man kann sagen, daß wir auf diesem Gebiet absolut die Nummer eins sind.«

»Wie schön für Sie.«

»So – und was haben Sie sich vorgestellt?«

»Was ist noch frei?«

»Ich werde mal schauen.« Sandra setzte ihre Brille auf und fragte ihren Computer ab. Sie tippte einige Male auf der Tastatur und sorgte dafür, daß sich der Bildschirm belebte. Dabei nickte sie, preßte das obere Ende eines Bleistifts gegen ihre Lippen und machte dabei Reklame. »Ich würde sagen, daß Sie Glück haben. Es sind noch alle Ziele nicht besetzt.«

»Sie meinen die Schiffe?«

»Ja, wir nennen es anders.«

»Wo kann ich also hin?«

»Ich will Ihnen die einzelnen Inseln gern aufzählen. Hoheitsrechtlich gehören sie zu uns, aber auch zum Nachbarn Frankreich. Wir laufen alle an.«

»Das kann ich mir vorstellen, Miß Sandra. Aber ich suche etwas Besonderes.«

Sie schob die Brille nach unten und schaute mich aus blauen Augen an. »Wie meinen Sie das?«

»Nun ja. Insel ist nicht gleich Insel.«

»Das stimmt.«

»Wunderbar. Haben Sie nicht eine, wo man etwas erleben kann?«

Ich zwinkerte ihr zu. »Sie verstehen schon…«

Sandra wurde rot. »Mal direkt gefragt, Sir, denken Sie etwa an erotische Abenteuer?«

»Nein.«

Die Antwort schien sie ein wenig zu enttäuschen, denn sie sagte:

»Da kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Mir ist etwas anderes im Sinn. Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll? Aber ich suche etwas Geheimnisvolles, vielleicht sogar Rätselhaftes, Unheimliches…«

Ihre Augen weiteten sich. »Abenteuer und Action also?«

»Genau.« Ich nickte heftig. »Jetzt kommen wir beide der Sache schon näher.«

»Das hätten wir auch zu bieten.«

»Wunderbar. Denken Sie bitte an den geheimnisvollen Touch.«

»Natürlich, Sir.« Sie beschäftigte sich wieder mit dem Computer und ließ mich warten.

»Ich hätte da eine genauere Angabe. Sie ist mir eben eingefallen. Wenn Ihnen das hilft.«

»Bitte.«

»Ich habe von einer Insel oder einem Land gehört, wo es einen Riesen geben soll.«

Sandra starrte mich an. Dann lachte sie, es klang etwas unecht.

»Hat sich das schon herumgesprochen?«

»Es sieht so aus.«

»Da wollen Sie wirklich hin?«

»Sicher.«

»Das ist aber komisch.« Sie sprach den Satz im Brustton der Überzeugung aus.

»Wie meinen Sie das?«

Jetzt winkte sie ab. »Ach nichts. Auf der Insel ist es ziemlich langweilig. Sie sprachen vorhin von Action und Abenteuer.« Wieder tippte sie mit dem Bleistift gegen die Lippen. »Da ist wirklich nichts los. Überhaupt nichts.«

»Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt. Für mich ist ein Abenteuer nicht unbedingt Krawall. Ich suche dabei zusätzlich eine gewisse Ruhe, wenn Sie verstehen. Ich bin sehr naturverbunden. Interessiere mich für die Altertumsforschung und auch für die Anthroposophie.[2] Da kommt mir die Insel gelegen.«

»Stimmt!« erwiderte Sandra. »Wie mir bekannt ist, sollen früher dort die Kelten gewohnt haben. Man spricht auch von alten Opferstätten, ähnlich wie Stonehenge.«

»Wunderbar. Jetzt müssen Sie mir nur sagen, wie die Insel heißt. Den Namen weiß ich noch immer nicht.«

»Celtic Island.«

»Kelten-Insel?«

Sie nickte. »Ja, so einfach ist das.« Dann räusperte sie sich. »Wollen Sie buchen?«

»Wann geht das nächste Schiff?«

»Morgen früh. Sehr früh.«

»Ist noch Platz vorhanden?«

»Ja. Sie dürfen sich nicht vorstellen, daß Sie mit einem Luxusliner fahren. Sie werden gegen Mitternacht wieder zurück sein. Allerdings müßten Sie schon eine Stunde vor der Abfahrt in Hastings sein. Von dort starten wir.«

»Aha.«

»Schaffen Sie es?«

»Ich werde mich bemühen und…« Ich verschluckte den Rest des Satzes, weil ich durch die Stimmen zweier Männer abgelenkt wurde.

Eine Stimme kam mir bekannt vor.

Ich drehte mich auf dem Stuhl. Aus einer Seitentür waren zwei

Kollegen getreten. Sie arbeiteten im Vermißtendezernat, hatten mich nicht gesehen und steuerten den Ausgang an.

Ich stand auf.

»He, Sir, wollen Sie nun, oder nicht?«

»Ich komme gleich zurück, Miß Sandra. Mir ist nur etwas eingefallen.«

»Nun, warten Sie nicht zu lange, sonst gibt es keinen Platz mehr. Mehr als zehn Personen nehmen wir nicht mit. In der Regel fahren auch nur Frauen. Ich kenne den Grund auch nicht, aber es ist so.«

Die Worte hörte ich mit einem Ohr, denn ich war schon fast draußen. Die beiden Kollegen waren nach rechts gegangen. Wahrscheinlich zum Parkhaus in der Nähe, wo sie ihren Wagen abgestellt hatten. Ich hatte mich auf die U-Bahn verlassen.

An der Kasse des Parkhauses holte ich sie ein. »Einen Moment mal, Mr. Stoke.«

Der Angesprochene drehte sich um. Noch immer war er stolz auf seinen blonden Knebelbart. Er trug ihn, seit ich ihn vor Jahren kennengelernt hatte.

»Sie, Sinclair?«

»Ja.«

Er hob die Arme. »Sagen Sie nur nicht, daß wir jetzt von Geistern oder Dämonen verfolgt werden.«

»Das bestimmt nicht.«

»Dann ist unser Treffen Zufall.«

»So ungefähr.«

Er stellte mir seinen Kollegen vor, der neu beim Yard war. Seinen Namen habe ich vergessen.

»Was wollen Sie wissen?« fragte er.

»Mehr über Ihren Besuch bei diesem Reiseveranstalter.«

»Das hat aber nichts mit Geistern zu tun.«

»Vielleicht kommt das noch.«

»Lassen Sie hören!«

»Kennen Sie Celtic Island?«

Stokes Blick wurde wach. Er hatte blaue Augen und hätte auch als Wikinger durchgehen können. »Nein«, antwortete er gedehnt, »nicht persönlich, aber…«

»Bitte, Kollege.«

»Okay. Wir haben nach einer Frau namens Wilma Cashcord geforscht. Sie ist auf die Insel gefahren, nicht mehr zurückgekehrt auf das Schiff. Zwei Tage später wurde bei der Polizei in Hastings bekannt, daß Fischer ihre Leiche aus dem Wasser geborgen haben. Sie sah schlimm aus. Das gesamte Knochengerüst war zerschmettert. Es schien, als wäre sie aus einer großen Höhe zu Boden gestürzt, aber sie trieb in den Fluten und wurde aus ihnen geborgen.«

»Hat man eine Erklärung?«

»Nein, wir haben mit der Chefin der Island Tours gesprochen, die den Vorfall bedauerte.«

»Und jetzt wollen Sie Ihre Ermittlungen einstellen?«

»Nein, Sinclair, wir fangen erst an. Diese Wilma war nicht die erste Tote, die man aus dem Atlantik gefischt hat. In den letzten Monaten sind noch drei weitere Frauen auf ähnliche Weise umgekommen. Haben Sie davon nichts gehört?«

»Nie.«

Stoke hob die Schultern. »Es wird Sie auch nicht berührt haben, wie ich annehme.«

»So ist es. Oder so war es. Jetzt bin ich am Ball. Halten Sie sich bitte zurück, Kollege.«

»Gern, wenn Sie wollen.«

»Ich werde mir die Insel einmal ansehen.«

»Wollen Sie mit einem der Schiffe los?«

»Morgen in der Früh.«

»Dann viel Spaß. Aber Sie haben Glück. Der Wetterbericht sieht günstig aus. Kein Sturm, kein Regen, nur Sonne.«

»Danke.«

Stoke grüßte, sein Kollege ebenfalls, ich drehte mich um und ging zurück zum Reisebüro, wo Sandra auch weiterhin hinter ihrem Terminal hockte und gegen den Bildschirm schaute. Als sie mich sah, sagte sie: »Da sind Sie ja wieder. Positiv oder negativ für uns?«

»Positiv.«

»Wunderbar. Wie wollen Sie zahlen?«

»Mit Scheck.«

»Genehmigt.« Sie fing an, die Tastatur ihres Computers zu beharken, brauchte von mir einige Daten, bekam den Scheck und ich eine ausgedruckte Karte, die mich dazu berechtigte, das Schiff zu betreten.

»Dann wünsche ich Ihnen viel Spaß, ein gutes Wetter und tolle Entdeckungen, Sir.«

»Herzlichen Dank! Ich werde wohl alles haben, vielleicht auch um etwas mehr.«

»Ich beneide sie.«

Das sagte die Maus bestimmt vielen Kunden. Mußte sie auch, gehörte zu ihrem Job. Ich quetschte mich wieder in einen überfüllten U-Bahn-Wagen und fuhr zurück zum Yard, wo Suko im Büro saß, auf mich wartete und meldete, daß es von Will Mallmann nichts Neues gab.

»Das habe ich mir gedacht.«

»Wirst du verreisen?«

»Ja, und zwar morgen in der Früh. Sogar ziemlich zeitig, mein Lieber.«

»Wo fährst du denn hin?«

»Auf eine Insel.«
»Ist es schon soweit?«
»Was meinst du damit?«
»Daß du reif für die Insel bist.«
Ich grinste schief und ließ mich auf den Stuhl fallen. »Das vielleicht auch, Suko. Frage am Rande. Hast du schon den Namen Celtic Island gehört?«
Der Inspektor brauchte nicht lange zu überlegen, um die Frage zu verneinen.
»Da will ich hin, Kelten-Insel. Sie scheint mit den Träumen der Frauen in einem unmittelbaren Zusammenhang zu stehen. Es ist jedenfalls nicht ungefährlich, die Insel zu betreten. Es hat Tote gegeben. Ihnen waren sämtliche Knochen gebrochen worden.«
»Bei einem Absturz?«
Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Aber ich fahre hin, um das herauszubekommen.«
»Ich könnte dich begleiten.«
»Das ist lieb gemeint, nur geht das nicht. Das Schiff ist nämlich ausgebucht.«
»Toll, das hast du astrein hingekriegt.«
Ich winkte ab. »Hör auf, Suko, du weißt selbst, daß es noch andere Möglichkeiten gibt. Ich denke da an die Küstenwache, die uns wieder einen Gefallen tun könnte.«
»Gute Idee, ich werde sie aufgreifen.« Suko schlug die Beine übereinander. »Wo liegt dieses komische Eiland eigentlich? Hast du dich darüber informiert?«
»Nein. Ich weiß nur, daß wir sehr früh starten und so um Mitternacht wieder zurückkehren werden.«
»Dann kann sie nicht weit von unserer Küste entfernt liegen.«
»Zwischen Frankreich und England.«
Suko stand auf und holte einen Atlas. Aufgeschlagen drapierte er ihn auf unsere beiden Schreibtische, die sich Rücken an Rücken gegenüberstanden.
»Dann wollen wir mal.«
Es war eine sehr genaue Karte, aber alle Inseln hatte man nicht eingezeichnet. Von Hastings aus orientierten wir uns in Richtung Süden, fanden zahlreiche Inseln, nur eben keine mit dem Namen Celtic Island.
»Vielleicht heißt sie offiziell anders«, vermutete Suko.
»Das werden wir gleich haben. Ich rufe einen Experten von der Universität an.« Ich hatte Blut geleckt, denn die Insel wurde mir immer suspekter. Weshalb war sie nicht auf der Karte eingezeichnet?
So klein konnte sie doch nicht sein.
Ein Computer half mit, den Experten zu finden. Ich bekam die

Telefonnummer und hoffte nur, daß ich ihn erreichte.
So war es denn auch. Nach dreimaligem Verbinden konnte ich meinen Wunsch vortragen.
»Was wollen Sie denn auf diesem gottverlassenen Eiland, Mr. Sinclair?«
»Mich umschauen.«
Der Professor lachte. »Nun ja, jeder Narr ist anders. Habe ich in Deutschland gehört, den Spruch. Trifft aber zu. Was genau wollen Sie von mir wissen?«
»Die Lage der Insel.«
»Im Kopf habe ich die genauen Koordinaten auch nicht. Die Insel liegt südlich unserer Küste. Es sind vielleicht zwanzig Meilen oder knapp drüber.«
»Wem gehört sie?«
»England.«
»Kein Privatbesitz?«
»Nicht daß ich wüßte. Aber da müssen Sie woanders nachfragen, Mr. Sinclair.«
»Noch eine Frage, Professor. Dort sollen in grauer Vorzeit Kelten gelebt haben.«
»Stimmt.«
»Weiß man mehr darüber?«
»Sie denken bestimmt an Funde.« Der Experte überlegte. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Soviel ich weiß, ist diese Insel auch Opferstätte irgendeiner heidnischen Gruppe gewesen. Davon gab es ja viele, wie Sie bestimmt auch wissen.«
»Natürlich, danke sehr.«
Suko hatte über den Zweithörer mitgehört. »Sehr ergiebig ist das Gespräch nicht gewesen, finde ich.«
Ich setzte mich wieder. »Nun ja, immerhin wissen wir jetzt, daß dort Kelten ihr Unwesen getrieben haben. Vielleicht gab es einen geheimnisvollen Druiden-Orden?«
»Kann sein.«
Ich schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Jedenfalls mache ich Feierabend, lege mich etwas aufs Ohr und fahre noch in der Nacht los nach Hastings.«
»Und ich bleibe hier.«
»Wie ist das mit der Küstenwache?«
Suko hob die Hand. »Keine Sorge. Mit den Kameraden werde ich mich in Verbindung setzen.«
»Okay, ich freue mich darauf…«
Eine dumme Antwort. Da hatte ich noch nicht gewußt, was mich tatsächlich auf der Insel erwartete…

***

Man hatte mich indirekt vorgewarnt. Das Schiff war kein Luxusliner, auch keine Luxusyacht. Früher hatte es als Frachtkahn gedient, war verkauft und umgebaut worden und hatte auch einen gewissen Komfort bekommen, ohne den man nun keine Reisenden mehr locken konnte. Es sei denn, die Leute wollten es so und leben wie die Ahnen.

Meine Kabine war recht nett eingerichtet. Ein Bett mit einer festen Matratze als Unterlage, der eingebaute Schrank an der Wand, ein festgeschraubter Tisch, zwei schmale Sessel. Das runde Bullauge an der Seitenwand der Kabine war von einem viereckigen Fenster abgelöst worden, durch das ich auf die dunklen Wogen des Meeres schauen konnte.

Eine zweite Tür führte in die Dusche und zur Toilette. Der Raum war allerdings sehr eng. Man durfte nicht allzu dick sein.

Wir waren tatsächlich pünktlich aus dem Hafen gefahren. Fünf Männer zählte die Besatzung. Unter den Passagieren war ich der einzige männliche. Die anderen fünf waren Frauen. Eine davon war mir aufgefallen, weil sie selbst den Kapitän herumkommandierte.

Eine gewisse Lucy Freeman, die zufällig neben mir gestanden hatte, war auf meine Frage hin bereit gewesen, mich aufzuklären. Die Frau hieß Morna Clayton. Ihr gehörte das Reisebüro zu fünfzig Prozent.

Sie war sofort in ihrer Kabine verschwunden und hatte sich nicht mehr blicken lassen.

Der Hafen lag hinter uns, die See war ruhig. Es würde bald hell werden, dann gab es Frühstück.

Wir konnten es gemeinsam einnehmen, aber auch einzeln. Nur mußten wir uns am Büfett bedienen.

Ich hatte nur einen kleinen Koffer mitgenommen und noch eine Waffe zusätzlich dort eingesteckt. Den silbernen Bumerang oder die Banane, wie ich ihn auch nannte. Wenn diese geheimnisvolle Insel tatsächlich von irgendwelchen Monstren bewohnt wurde, war es besser, den Bumerang zu haben.

Keine Kabine kann groß genug sein, daß sie mich reizt, mich länger darin aufzuhalten. Ich wollte das Schiff inspizieren und mir vor allen Dingen Seeluft um die Nase wehen lassen. Als ich auf dem Gang stand, öffnete sich die Kabinentür neben mir, und Lucy Freeman betrat den Gang. Sie erschrak, als sie mich sah.

Die junge Frau hatte sich umgezogen. In ihrem blonden Lockenhaar fiel das schwarze Stirnband besonders auf. Sie trug außerdem eine dunkle Hose und einen hellbraunen Pullover. Ihr Gesicht kam mir sehr blaß vor. »Haben Sie mich erschreckt, Mister…«

»Ich heiße John Sinclair. Sorry, das hatte ich nicht vor.«

»Sorry, ich habe Ihren Namen vergessen. Sie sagten ihn mir schon, als wir zum erstenmal miteinander sprachen.«

»Sie sind Lucy Freeman.«

»Ja.«
»Sehen Sie.«
»Wollen Sie auch an Deck?«
»Das hatte ich vor.«
Sie lehnte sich gegen die Wand und atmete tief durch. Ein Bein winkelte sie dabei an. »Wissen Sie, ich brauche jetzt eigentlich einen richtigen Kaffee.«
»Gibt es schon Frühstück?«
»Wir können ja nachschauen.«
»Bitte.« Ich deutete den Kabinengang hinab und ließ sie vorgehen.
Lucy schwankte beim Laufen etwas. Dabei wußte ich nicht, ob es am Schlingern des Schiffes oder an ihrem Zustand lag, der mir doch etwas desolat vorkam.
Das Frühstück mußte an Deck eingenommen werden. Aus den Aufbauten des Frachters war ein Restaurant entstanden. Große Panoramascheiben boten einen prächtigen Blick auf das Wasser.
Unser Schiff fuhr nicht mal mit halber Kraft. Man konnte sich eben Zeit lassen.
Ein dunkelhäutiger Stewart mit Samtaugen schaute überrascht auf, als er uns sah. Lucy und ich waren die einzigen Gäste und auch zu früh gekommen.
»Sorry«, sagte der Mann, »aber wenn Sie frühstücken wollen, müssen Sie sich etwas gedulden.«
»Ist der Kaffee schon fertig?« erkundigte ich mich.
»Ich schaue mal nach.« Er verschwand in einem Nebenraum und ließ uns allein.
Meine Blicke streiften über die reichlich gedeckte Tafel. Brot, Konfitüre, Käse und Säfte standen neben Tellern und Tassen. Das Brot war noch nicht aufgeschnitten worden, der Toast noch nicht gebacken. Eier und Schinken fehlten ebenfalls.
»Nehmen Sie ein Stück Käse«, forderte ich Lucy auf, die mit einem Teller in der Hand unschlüssig herumstand.
»Nein, erst Kaffee.«
Sie hatte leise gesprochen und machte mir überhaupt einen scheuen sowie bedrückten Eindruck. Die junge Frau schien Sorgen zu haben. Obwohl sie mit mir gegangen war, schaute sie rasch zur Seite, wenn sich unsere Blicke begegneten.
Welche Sorgen quälten sie?
Ich sprach sie einfach darauf an. »Kennen Sie eigentlich den Psychologen Dr. Ward?«
Lucy erschrak, bevor sie wie ein Denkmal stehenblieb. Dann drehte sie langsam den Kopf. »Bitte«, flüsterte sie. »Wie meinen Sie das?«
»Dr. Ward…«
»Sie auch?«

Ich entschied mich blitzschnell. »Ja, Lucy, auch ich. Einige Male war ich bei ihm.«

Die junge Frau blickte gegen die dunklen Wellen. »Hatten auch Sie diesen Traum?«

»Sicher.«

»Und wie verkrafteten Sie ihn?«

»Kaum.«

»Ich auch nicht. Dann hat uns das Schicksal zusammengeführt, der gemeinsame Traum. Ich wußte schon immer, daß er etwas zu bedeuten hat, das war mir klar.«

»Ach ja?«

»Natürlich. Oder besuchen Sie die Insel freiwillig? Ich glaube nicht, daß wir uns freiwillig auf dem Schiff befinden. Es ist wie ein innerer Zwang gewesen. Ja, es war ein Zwang.«

»Wie oft hatten Sie den Traum, Lucy?«

Sie hob die schmalen Schultern. »Vielleicht fünfmal oder siebenmal? Das ist alles so komisch.«

»Bei mir auch.«

»Haben Sie auch die Schlangen gesehen?« Bei dieser Frage drehte sie sich heftig um.

Ich trat zurück. »Welche Schlangen?«

»Die schwarzen, die plötzlich da waren und sich um meine Kehle legtet! Furchtbare Bestien, kann ich Ihnen sagen. Ich… ich sah sie im Traum, aber ich sah sie auch in meinem Bad.« Sie brauchte Kontakt und legte beide Hände um meine Unterarme. »Stellen Sie sich vor, John!« flüsterte sie scharf. »Ich saß in der Badewanne, als die Schlange sich über den Rand schob. Es war furchtbar.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Nein.« Sie ließ mich wieder los. »Ich finde nicht, daß Sie mir glauben, John. Ich sehe in Ihren Augen den Zweifel. Aber die Schlange habe ich nicht nur im Traum gesehen, sie war tatsächlich vorhanden. Sie bewegte sich auf den Rand der Badewanne und auf mich zu. Es war eine schwarze Mamba, glaube ich.«

»Hat die Schlange Sie gebissen?«

»Nein, das passierte nicht. Das Tier ließ mich in Ruhe. Keinen Biß, nichts. Sie ist an meiner Haut hochgeglitten, das wohl.« Noch im nachhinein schauderte sie zusammen. »Es war ein Gefühl, das ich kaum beschreiben kann.«

»Das glaube ich Ihnen gern.« Ich stopfte mir eine dünne Scheibe Käse in den Mund. »Jetzt sind wir hier, Lucy, wir beide und die anderen. Weshalb fahren Sie?«

»Weil ich es muß.«

»Wieso?«

»Das ist ganz einfach. Der Traum wurde dermaßen stark, daß ich die

Insel einfach besuchen muß. Ich glaube, es ist auch in Dr. Wards Sinne. Meinen Sie nicht auch?«

»Kann sein, Lucy, ich habe ihn danach nicht gefragt. Was werden Sie auf der Insel tun?«

»Ihn suchen.«

»Wen?«

»Den grauen Riesen aus dem Traum. Ich werde ihn suchen und auch finden. Ich muß einfach zu ihm. Es ist der wahnsinnige Drang, der mich auf die Insel bringt.« Sie räusperte sich. »Sie doch auch, John? Oder irre ich mich da?«

»Nein, Sie irren sich nicht. Ich will die Insel auch besuchen, um den Riesen zu sehen. Allerdings denke ich darüber nach, wie wir wieder wegkommen?«

»Ja«, murmelte sie. »Das ist eine Sache. Falls wir überhaupt davon wegkommen.«

»Wie meinen Sie das?«

»John.« Sie trat wieder dicht an mich heran. »Erinnern Sie sich daran, wie Ihr Traum endete. Denken Sie an den Schlund des Riesen. Sie kamen nicht mehr zurück. Sie sind verschluckt worden. Haben Sie das vergessen?«

»Nein.«

»Es war der Tod!« sprach sie weiter. »Und diese Reise ist der Anfang vom Ende.«

»Im Traum«, wiegelte ich ab.

»Der für uns Wirklichkeit werden wird, wenn wir erst die Insel erreicht haben. Sie heißt Celtic Island, die Kelten-Insel. Dort ist alles anders, glauben Sie mir.«

»Was ist anders?«

»Der Riese beeinflußt die Träume, John. Er ist uralt, das weiß ich alles. Sie haben ihn vor Jahrtausenden schon angebetet, als noch alles anders war.«

»Ist das nicht etwas übertrieben?«

»Vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Was spielt das für eine Rolle? Wichtig ist, daß es ihn gibt. Und daß es ihn gibt, davon bin ich überzeugt. Wir haben ihn gesehen, zwar nur im Traum, doch ich glaube daran, daß es ihn auch in Wirklichkeit gibt.«

Widersprechen wollte ich nicht. Außerdem kehrte der Stewart mit frisch aufgebrühtem Kaffee zurück. »Wenn Sie Tee haben möchten, müssen Sie sich ein wenig gedulden.«

»Danke, der Kaffee reicht.«

Er hatte die braune Brühe in eine schlanke Warmhaltekanne gefüllt, was uns sehr entgegenkam. Ich nahm ihm die Kanne ab und drückte ihm noch ein Trinkgeld in die Hand.

»O danke.«

»Wir nehmen ihn in den Kabinen zu uns.«
»Wie Sie wünschen.«
Lucy Freeman hatte sich mit zwei Tassen bewaffnet und noch etwas Käse mitgenommen. Sie balancierte das Porzellan durch den Kabinengang. Die Wellen liefen manchmal quer an, was das Schiff etwas schlingern ließ. So war es noch schwerer, das Gleichgewicht zu halten.
»Schaffen Sie es, Lucy?«
»Ja, natürlich. Ich schlage vor, daß wir in meine Kabine, gehen.«
»Dagegen habe ich nichts.«
Ich wußte, wo sie wohnte, drückte die Tür auf und ließ ihr den Vortritt. Die Einrichtung dieser Kabine unterschied sich in nichts von der meinen.
Lucy stellte die Tassen ab, und ich schenkte den Kaffee ein. »Jetzt haben wir Milch und Zucker vergessen.«
»Ich trinke ihn schwarz, John.«
»Ebenfalls.«
Lucy nahm auf dem Bett Platz, ich ließ mich in den schmalen Sessel sinken. Sie hob ihre Tasse. Ein verloren wirkendes Lächeln umspielte dabei die Mundwinkel der Frau. »Worauf sollen wir trinken?« fragte sie. »Auf unsere Zukunft?«
»Sicher.«
»Haben wir denn eine?«
Ich nickte heftig. »Davon gehe ich doch aus, Lucy. Ich sehe die Sache ganz anders.«
»Dann sind Sie glücklicher dran als ich, John.«
»Lucy, Sie sollten nicht so pessimistisch sein. Darf ich Ihnen ehrlich etwas sagen?«
»Klar!«
»Sie kommen wir vor wie jemand, der bereits mit dem Leben abgeschlossen hat.«
Plötzlich lachte sie. Nur war es kein echtes Lachen, dafür ein sehr bitteres. »Wenn *ich* ehrlich sein soll, muß ich Ihnen antworten, daß ich mich auch so fühle. Die Träume haben mich fertiggemacht. Etwas soll mit uns geschehen…«
»Haben Sie schon mit Menschen gesprochen, die auf der Insel waren und wieder zurückgekehrt sind?«
»Gibt es die denn?«
Ich schaute sie aus großen Augen an. »Was soll das heißen? Glauben Sie etwa, daß jeder, der die Insel betreten hat, nicht mehr zurückkehrt und für immer dort bleibt?«
»Ja.«
»Dann wird er…«
»Psst!« Sie zischte mir das Wort zu und drehte sich, auf der Bettkante

hockend, um.

»Was haben Sie?«

»Da war etwas, John.« Lucy stand auf. »Ich… ich habe es genau gehört. Da ist etwas gewesen.«

»Und was, bitte?«

»Ein Geräusch.«

Lucy durchmaß die Kabine mit langsamen und vorsichtig gesetzten Schritten. Ich erkannte auf ihrem Gesicht die Gänsehaut, die wie festgebacken wirkte.

Gehört hatte ich nichts, stellte aber sicherheitshalber meine Tasse ab.

Das Gesicht der jungen Frau erinnerte mich an eine Maske aus Angst. Flüsternd gesprochene Worte drangen abgehackt über ihre blassen Lippen. »Es war das gleiche Geräusch, das ich im Bade gehört habe, John. Wieder dieses Zischen.«

»Die Schlange?«

»Ich glaube schon.«

Sollte sie tatsächlich eine schwarze Mamba gesehen haben, war das verdammt gefährlich. Auch ich bekam eine zweite Haut und schaute mich vorsichtig in der Kabine um.

Zu sehen war nichts, auch nichts zu hören. Nur unsere eigenen Atemzüge.

»Woher ist das Geräusch denn gekommen?« fragte ich sie.

»Ich weiß es nicht.« Sie stand an der Tür und drehte sich um, damit sie mich anschauen konnte. »Ich hatte das Gefühl, als wäre es aus allen Richtungen geklungen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Doch, es stimmt. Aus allen Richtungen.« Sie deutete mit dem rechten Arm in die vier Ecken des Raumes. »Wir sind umzingelt, John, die Schlangen haben uns erreicht.«

»Also ich sehe keine.« Meine Stimme hatte den normalen Klang behalten. Auf keinen Fall wollte ich die junge Frau noch weiter beunruhigen.

»Sie müssen mir glauben! Ich habe es mir nicht eingebildet!« Lucy Freeman preßte sich mit dem Rücken gegen die Tür, als könnte sie dort Schutz finden.

Auch ich schwieg. Sollte sich tatsächlich eine Schlange in der Kabine befinden, so würde sie sich bestimmt wieder bemerkbar machen.

Noch war nichts zu hören, nur unsere schweren Atemzüge unterbrachen die Stille.

»Setzen Sie sich wieder, Lucy! Sie haben sich…« Ich sah, wie sie vereiste. Nichts rührte sich mehr. Sie stand da, als würde sie mit dem Rücken an der Tür kleben. Der Mund öffnete sich, ohne daß sich ein Laut löste. Mich interessierte ihr Blick, den sie auf eine bestimmte Stelle richtete. Zunächst dachte ich daran, daß ich damit gemeint war,

das war ein Irrtum, denn sie hatte ihren Blick gesenkt.
Wenn ich die Richtung verfolgte, so starrte sie auf meine Füße oder dicht daneben.
Ich rückte etwas zur Seite, ohne allerdings meine Beine zu bewegen. Dicht neben meinem rechten Fuß sah ich es und mußte Lucy recht geben. Unter dem Sessel hervor schob sich der schlanke Körper einer Schlange…

***

War Lucy vorhin vor Schreck innerlich vereist, so erging es mir nun ähnlich.
Ich hockte unbeweglich, schielte nur auf die Schlange, die über den Teppich glitt.
Wohin wollte sie?
Ich hielt den Atem an. Mein Blick war starr geworden. Schweiß hatte sich auf meiner Stirn gebildet. Fast jedes Kind wußte, daß eine schwarze Mamba hochgradig giftig ist. Eine unbedachte Bewegung meinerseits, und der noch pendelnde Kopf würde seine Richtung ändern, vorschießen, um die spitzen Zähne in meine Wade zu schlagen.
Das alles war mir bekannt. Noch tat die Schlange nichts. Sie ließ hin und wieder ihre Zunge sehen, die geschmeidig aus dem Maulspalt floß und wieder zurückzuckte.
»Bewegen Sie sich nicht, John!« flüsterte Lucy. »Ich habe es in der Wanne auch nicht getan. Sagen Sie auch nichts. Ihre Stimme könnte die Schlange reizen.«
»Ja, schon gut.«
»Bitte nicht!«
Die Schlange glitt nicht mehr weiter. Vor dem Sessel war sie zur Ruhe gekommen, lag still und flach auf dem Boden, als wäre sie schon gestorben.
Ich wartete ab.
Sekunden verstrichen sehr zäh. Ewig konnte ich nicht hier hockenbleiben. Noch traf das schwarze Reptil keine Anstalten, mich zu attackieren. Diese Zeit mußte ich nutzen.
Das tat ich auch.
Blitzschnell hob ich die Beine an und drehte mich auf dem Sessel sitzend. Die Füße schwangen herum. Natürlich war der Schlange die Bewegung nicht entgangen, sie wollte zustoßen, aber sie fand kein Ziel mehr, denn ich hatte mich vom Sessel katapultiert, dabei noch gedreht und hechtete auf das Bett zu.
Diesmal hörte ich das Zischen. Es erschien mir irgendwie böse.
Noch immer stand Lucy Freeman wie festgenagelt an der Tür und bewegte nicht einmal die Fingerspitzen. Sie konnte es nicht fassen, tat

nichts im Gegensatz zu mir.
War die Schlange echt?
Daran glaubte ich, aber ich rechnete auch mit einer anderen Möglichkeit. Unter Umständen war sie magisch aufgeladen, und das genau wollte ich herausfinden.
Mein Kreuz ließ ich unter der Kleidung, dafür zog ich eine andere Waffe hervor, den Dolch!
Lucy hatte es gesehen. »Nein!« hauchte sie. »Was… was wollen Sie denn damit?«
»Ich werde sie teilen.«
»Aber…«
»Seien Sie unbesorgt. Schlangen gehören zu meinen speziellen Freunden, die ich eigentlich mag.« Noch immer kniete ich auf dem Bett, die Schlange jedoch nicht aus den Augen lassend.
»Die wird Sie…«
»Ruhe, Mädchen!« Der Silberdolch lag in meiner rechten Hand.
Eine sehr gut ausgewogene Waffe. Ich wollte die Schlange damit angreifen und war sehr gespannt darauf, wie sie auf das geweihte Silber reagierte. Wenn sie durch eine schwarzmagische Kraft gesteuert wurde, würden wir eine Überraschung erleben.
Sie hatte ihre Kriechrichtung geändert, sich gedreht und so aufgerichtet, daß der Kopf pendelnd in meine Richtung zeigte. Die kleinen Augen fixierten mich, das Maul stand offen. Ab und zu huschte die Zunge hervor.
Ich wartete.
Noch war die Distanz zu groß, um das Tier mit einem Streich erwischen zu können.
Aber es kam näher…
Das war gut so. Ich ließ die Schlange keine Sekunde aus den Augen. Sie spürte, daß auf dem Bett ihr Feind hockte, denn um Lucy Freeman kümmerte sie sich nicht.
Auch ich interessierte mich nicht für die junge Frau. Ich stützte mich nur mehr mit der linken Hand ab. Den rechten Arm hatte ich angehoben.
Die Schlange huschte noch näher an das Bett heran. Sie richtete sich auf, damit sie auf die Liege kriechen konnte.
Genau das war meine Chance!
Ich schlug von rechts nach links und handhabte den Dolch dabei wie eine Machete.
Es erklang nur ein leises Klatschen, als ich die Schlange erwischte.
Die Schneide des Silberdolchs war sehr scharf. Ein Körper wie der dieser Schlange bot ihr keinen Widerstand.
Plötzlich fiel sie in zwei Hälften zu Boden. Der Kopfteil wirbelte noch weiter weg, und ich hörte von der Tür her den erschreckten Ausruf

der Lucy Freeman.

Sie bekam ebenfalls mit, wie die obere Hälfte des Schlangenkörpers noch zuckend über den Boden wischte, aber plötzlich mit einem puffenden Geräusch zerplatzte.

Dabei entstand ein heller Blitz, der durch die Kabine irrlichterte, dann war der Körper verschwunden.

Und zwar beide Hälften. Ein dünner Rauchfaden war bei genauem Hinsehen zu erkennen, mehr aber nicht.

Ich atmete tief aus und sprang vom Bett.

Lucy Freeman regte sich nicht. In ihren Augen las ich Unglauben.

Sie stand sogar noch steif, als ich ihr meine Hand auf die Schulter legte und ihr zunickte. »Es ist vorbei. Ich habe die Schlange erledigt. Sie waren Zeuge, Lucy.«

»Ja, ja…«, hauchte sie. »Das habe ich mitbekommen. Das … das konnte ich genau sehen.«

»So wird es allen Schlangen ergehen, die uns angreifen wollen.«

»Wieso denn?«

»Die Erklärung ist schwer und dennoch einfach, Lucy. Diese Schlangen sind keine normalen Tiere, obwohl sie so aussehen. Es sind schwarzmagische Wesen. Sie haben richtig gehört«, bestätigte ich mich selbst, als ich ihr erschrecktes Gesicht sah. »Wesen, die durch Schwarze Magie am Leben erhalten werden.«

»Und Sie haben sie getötet.«

»Weil meine Magie stärker war. Ich habe mit der gegensätzlichen die Schlange vernichtet.«

»Wie konnten Sie das denn, John?«

Ich lächelte sie an. »Das werde ich Ihnen vielleicht später einmal erzählen. Wichtig ist nur, daß wir es geschafft und die erste Gefahr gebannt haben.«

»Ja, ja…« Sie trat vor, ging an mir vorbei und schritt auf das viereckige Fenster zu, um hinauszuschauen. Manchmal wischte Spritzwasser gegen die Scheibe.

»Sie sollten noch einen Schluck Kaffee trinken oder mit den anderen zusammen frühstücken.«

»Kommen Sie denn mit, John?«

»Wenn Sie es wünschen.«

Lucy drehte sich um. »Ja, ich wünsche es mir. Ich wünsche es mir von Herzen. Bitte, John, kommen Sie mit. Ich möchte da oben nicht allein unter den Frauen sein. Die sind bestimmt nicht so stark wie Sie, kann ich mir vorstellen.«

»Unterschätzen Sie die Damen bloß nicht.«

»Trotzdem.«

»Gibt es eine bestimmte Person, vor der Sie sich fürchten?«

»Eigentlich nicht.«

»Wie ist es mit Morna Clayton?«

Lucy hob die Schultern und schaute gegen die Tassen. »Ich kenne sie nicht. Ich bin ihr heute zum erstenmal begegnet. Wie Sie, John.«

»In der Tat.«

»Aber die Frau ist trotzdem anders. Vielleicht spürt man das nur als Frau. Von Morna Clayton geht eine Sicherheit aus, die mich schon fast erschreckt.«

»Wie äußert sich das?«

»Mrs. Clayton muß die Insel kennen. Ja, sie ist schon öfter dort gewesen.«

»Dann kennt sie auch den Riesen.«

»Bitte, John, sprechen Sie den Namen nicht aus. Ich will nicht an meinen Traum erinnert werden.«

»Das kann ich verstehen. Aber Sie haben gesehen, was mit der Schlange geschah. Ich will versuchen, Ihnen etwas von Ihrer Angst zu nehmen. Ich habe die Schlange vernichten können und werde mich auch nicht scheuen, den grauen Riesen anzugreifen.«

Lucy blickte mich an, als gehörte ich in eine geschlossene Anstalt.

»Mit dem Dolch, John?«

»Kann sein.«

»Nein, das glaube ich nicht. Das ist unmöglich. So etwas kann man nicht. Sie können mit dieser Waffe nicht…«

»Warten Sie es ab, Lucy!«

»Der Stein ist härter.«

»Das stimmt genau. Nur besitze ich sicherlich nicht nur den Dolch, meine Liebe.«

Mittlerweile hatte sie nachgedacht und war wohl zu der Überzeugung gekommen, daß ich nicht allein aus den gleichen Motiven wie sie die Reise mitmachte. »John!« sagte sie mit einer nahezu beschwörend klingenden Stimme. »Wer sind Sie wirklich? Sie machen doch nicht die Reise nur zum Spaß.«

»Das nicht. Ich verfolge ein bestimmtes Ziel, und ich kenne auch Dr. Ward.«

»Wie denn? Als Patient? Haben Sie tatsächlich diese Träume gehabt, wie die anderen Passagiere auch?«

»Vielleicht, Lucy.« Ich öffnete die Tür. »Lassen wir es einfach dabei, daß ich zu den Träumenden gehöre.«

»Na gut.« Sie hob die Schultern. »Wenn Sie nicht wollen, ich kann Sie nicht zwingen.«

Etwas scheu trat sie hinaus in den Gang. Dort blickte sie sich unsicher um. Lucy interessierte besonders der Gang. Wahrscheinlich suchte sie nach einer schwarzen Mamba.

Eine Schlange war nicht zu sehen.

Wir gingen zum Restaurant hoch und hörten unterwegs bereits die

Stimmen der anderen Passagiere.

Das Frühstück wurde bereits genossen.

»Ah, da sind Sie ja endlich!« sagte Morna Clayton, als wir das Restaurant betraten. »Wir haben Sie schon vermißt. Es ist doch nichts passiert – oder?«

Sie schaute uns mißtrauisch an und suchte meinen Blick.

Ich wich nicht aus. »Nein!« log ich, bevor Lucy etwas anderes sagen konnte. »Es ist nichts passiert. Sollte denn etwas passiert sein?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so.«

***

»Eigentlich habe ich keinen Hunger mehr«, sagte Lucy, als wir vor dem Büfett standen.

»Sie müssen etwas essen.« Ich schaufelte Rührei und Schinkenstreifen auf meinen Teller.

»Ich habe immer das Gefühl, daß ich, wenn ich was esse, in den Körper einer Schlange beiße.«

»Aber Lucy. Das sind Einbildungen. Darauf dürfen Sie nichts geben. Wirklich nicht.«

»Das sagen Sie so leicht.«

»Die Schlange ist tot.«

»Und wie viele werden noch nachkommen?«

Eine gute Frage, auf die ich leider auch keine Antwort wußte. Ich überredete Lucy dazu, einige Scheiben Käse zu nehmen und auch frischen Toast, den der Stewart ständig in den Korb nachlegte.

Auf dem Weg zu unseren Plätzen kamen wir an den anderen Passagieren vorbei, die bereits aßen.

In der Tat waren es vier Frauen im unterschiedlichsten Alter.

Einen glücklichen Eindruck machten sie nicht. Es konnte auch daran liegen, daß sie es nicht gewohnt waren, auf einem Schiff zu sitzen und dort zu essen. Lucy wollte sich in Fahrtrichtung setzen. Mir war es egal, wo ich mich hinhockte.

Das Ei war noch warm, der Schinken sah nur knusprig aus. Das meiste war zäh.

Kaffee holten wir uns aus der Kanne, die auf dem Tisch stand. Ich blickte aus dem Fenster und beobachtete die Wellen, über denen Möwen und andere Seevögel ihre Kreise zogen. Ein Zeichen, daß wir uns nicht allzu weit von der Küste weg befanden.

Noch lag Dunst über dem Meer. Bleiche Tücher, in die hin und wieder Gischtstreifen hineinspritzten. Der Wetterbericht hatte uns einen sonnigen und fast windlosen Tag versprochen. Diese Voraussage schien einzutreffen, denn ich entdeckte hinter den blassen Dunstschleiern den verschwommenen gelben Ball.

Wenn er mehr Kraft bekam und die Nebel wegdampfte, würde es ein klarer Wintertag werden.

Ich widmete mich wieder meinem Frühstück, kam nur dazu, zwei Gabeln mit Ei in den Mund zu schieben, denn neben dem Tisch erschien ein Schatten. Lucy und ich schauten gleichzeitig hoch und sahen Morna Clayton neben dem Tisch stehen.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?« fragte sie höflich.

»Bitte.«

Sie fand ihren Platz neben Lucy. Wahrscheinlich deshalb, um mich, da ich ihr gegenübersaß, besser im Blickfeld halten zu können.

Lucy war etwas zur Seite gerückt, damit die andere Frau bequem sitzen konnte.

Ich schaute sie mir genauer an.

In den Zeitschriften wird oft der Typ der modernen Frau abgebildet. Sehr selbstsicher, in der Mode immer top, ebenso im Make-up und der Frisur. Das alles traf auf Morna Clayton zu. Sie mochte um die Dreißig sein. Das schwarze Haar zeigte einen kurzen Schnitt und war von mahagoniroten Streifen durchzogen. Die Schminke auf der Haut zeigte einen blassen Ton, war allerdings an bestimmten Stellen dicker aufgetragen. Die Lippen hatte sie mit einem dunkleren Stift nachgezogen. In ihm trafen sich die Farben Grau und Rot. Das gleiche Make-up fand sich an den Augen wieder.

»Darf ich weiteressen?« fragte ich.

»Aber sicher.«

»Danke.«

Wir mochten uns beide nicht, das spürten wir. Da saßen sich Hund und Katze gegenüber. Ich ließ mir möglichst wenig anmerken, trank Kaffee und aß mein Rührei.

»Kennen Sie die Insel, Mr. Sinclair?«

Ich wischte mit der Serviette die Lippen ab und sah Morna Claytons Blick auf mich gerichtet. »Nein, ich fahre zum erstenmal hin.«

»Sie sind Forscher?«

»So etwas Ähnliches. Woher wissen Sie das?«

»Ich leite das Reisebüro. Sandra sprach davon. Sie wunderte sich, da Sie der einzige männliche Passagier sind, der dieser Insel einen Besuch abstatten will.«

»Ist das so ungewöhnlich?«

»In der Tat.«

»Weshalb fahren sonst nur Frauen hin?«

Ihre Lippen zuckten, als sie lächelte. Die Clayton trug einen dunkelroten Pullover und eine gefütterte helle Hose. »Wenn Sie Forscher oder Historiker sind, müßten Sie es eigentlich wissen.«

»Sorry, klären Sie mich auf.«

»Die Insel ist früher nur von Frauen bewohnt worden.«

»Ach?« Ich staunte. »Was heißt früher?«
»Zur Zeit der Kelten.«
»Das ist lange her. Dafür daß sie nur von Frauen bewohnt wurde, muß es einen Grund geben, nehme ich an.«
»Den gibt es.«
»Darf ich ihn erfahren?«
Natürlich. Man setzte die Frauen dort aus, um einen Götzen zu besänftigen.
»Den grauen Riesen.«
»Sie sind gut informiert.«
»Ja«, erwiderte ich spöttisch. »Man hat eben so seine Träume, Mrs. Clayton.«
»Soll ich Ihnen das glauben?«
»Es bleibt Ihnen überlassen.«
»John lügt nicht!« mischte sich Lucy Freeman ein. »Er hat mir tatsächlich von seinen Träumen erzählt. Er kennt auch Dr. Ward, den Psychologen.«
»Interessant.« Die Clayton nickte. »Waren Ihre Träume derart außergewöhnlich?«
»Das kann man sagen. Ich bekam Angst. Als die Träume immer wiederkehrten, entschloß ich mich, einen Psychologen aufzusuchen. Wie ich sehe, bin ich nicht der einzige, der dies getan hat.«
»Das stimmt.« Morna schaute sich um. »Aber was wollen Sie dann auf Celtic Island?«
»Es gibt eine Theorie, die besagt, daß sich jemand seinen Problemen stellen muß, um sie lösen zu können. Das ist im Prinzip alles, Mrs. Clayton. Ich fahre also hin, um das Alpdrücken loszuwerden.«
»Nicht als Forscher?«
»Nein.« Ich tat etwas verlegen. »Da habe ich Ihrer Mitarbeiterin einen Bären aufgebunden.«
»Weshalb?«
»Ich habe mich geschämt, ihr die Wahrheit zu sagen.«
»Ach so – geschämt, ja.« Sie räusperte sich. »Verstehe. Wenn wir nun dort sind, was werden Sie tun?«
Ich breitete die Arme aus. »Was die anderen auch machen. Mir die Insel ansehen.«
»Zu ihm gehen?«
»Sie meinen den grauen Götzen, den Riesen? Klar, ich will ihm Auge in Auge gegenüberstehen.«
»Was lebensgefährlich sein kann. Aus den Träumen sind Sie erwacht, Mr. Sinclair. Die Realität ist kein Träum. Sie läßt Sie nicht los. Daran sollten Sie denken. Da können Sie nicht erwachen, da müssen Sie sich den Problemen stellen.«
»Ich weiß.«

»Dann brauche ich Ihnen ja mehr nicht zu sagen.«

»Bestimmt nicht.«

Morna Clayton stand auf. »Es dauert nicht mehr lange, bis wir anlegen. Wir sehen uns dann.«

Sie ging davon, und Lucy schaute ihr nach. Ich sah, wie sie sich schüttelte.

»Was haben Sie?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich mag die Person nicht. In ihrer Nähe fühle ich mich wie gegen die Wand gedrückt. Sie ist so beherrschend. Haben Sie Ihre Augen gesehen?«

»Ja, mir ist nichts aufgefallen.«

»Mir aber. Die Augen vergleiche ich immer mit denen einer Schlange. Sie sind so kalt, so glatt, so unnahbar. Einfach furchtbar, wie ich gestehen muß.«

»Bilden Sie sich das nicht ein?«

»Nein, John, das fühlt man. Allerdings gebe ich zu, daß ich unter Streß stehe.« Sie beugte sich über den Tisch. »Je mehr wir uns dem Ziel nähern, desto schlimmer wird es. Mir klopft das Herz, ohne daß ich etwas dagegen unternehmen kann. Es ist einfach nicht erklärbar. Ich habe Angst und kann es gleichzeitig kaum erwarten, Celtic Island zu betreten. Komisch, nicht wahr.«

»Stimmt.«

»Wie ergeht es Ihnen denn?«

»Ich bin ebenfalls gespannt.«

Hinter mir entstand Bewegung. Ich hatte mich sowieso darüber gewundert, wie still die Passagiere gewesen waren. Sie hatten kaum miteinander geredet. Jetzt standen die vier Frauen auf, nahmen ihre Jacken und näherten sich dem Ausgang.

»Wo wollen die denn hin?«

»Wahrscheinlich an Deck.«

Lucy Freeman starrte mich an. »Sollen wir nicht auch hingehen?«

»Gern. Ich möchte mir auch den Wind um die Nase wehen lassen. Ich liebe diese klare Luft.«

»Mir ist sie zu kalt.«

»Kommen Sie trotzdem mit.«

Ich hatte mich schon erhoben und reichte Lucy die Hand, die sie auch ergriff.

Morna Clayton war nicht zu sehen. Nur der Stewart befand sich im Restaurant. Er räumte das Büfett ab.

Ich blieb neben ihm stehen. »Haben Sie diese Fahrt schon öfter gemacht?«

»Ja, Sir.«

»Und?«

»Was wollen Sie hören? Ob ich zufrieden bin?«

»Zum Beispiel.«
»Ich bin es.«
»Und die Insel? Betreten Sie die auch?«
Er wich vor mir zurück, als hätte ich eine böse Ausstrahlung.
»Nein, Sir, ich nicht. Ich setze keinen Fuß darauf. Sie wissen doch selbst, was damit los ist.«
»Das weiß ich nicht.«
»Die Insel ist verflucht. Schon seit altersher ist sie verflucht, denn dort sind die Frauen ausgesetzt worden, um dem Riesen geopfert zu werden. Die Kelten damals waren furchtbar. Sie… sie sahen den Riesen als Götzen an und opferten ihm Frauen.«
»Woher wissen Sie das?«
»Ich hörte ein Gespräch mit. Mrs. Clayton führte es mit dem Kapitän. Aber bitte, verraten Sie mich nicht.«
»Wo denken Sie hin.«
»Ich möchte Sie noch warnen, Sir. Männer sind auf dieser Insel nicht gelitten. Keiner von der Besatzung betritt sie. Wir bleiben auf dem Schiff, bis alle Passagiere wieder zurückkommen.«
»Alle?«
»Was meinen Sie damit?«
»Könnte es nicht gut sein, daß hin und wieder eine Person zurückgeblieben ist?«
Er senkte den Blick. »Sir, darüber spreche ich nicht.«
»Also doch?«
Er drehte sich um und ging, ohne vom Büfett etwas mitgenommen zu haben. Da hatte ich wohl einen wunden Punkt berührt.
Nachdenklich zündete ich mir eine Zigarette an. Inzwischen war ein Teil des Dunstes verschwunden und die Sonne durchgekommen.
Morna Clayton ging außen vorbei, schaute durch die Scheibe, sah uns am Büfett stehen und nickte nur.
»Die Sonne«, sagte Lucy leise. »Wenn sie untergegangen ist, werden wir die Insel wieder verlassen. Hoffentlich«, fügte sie noch hinzu und starrte gegen die Scheibe.
Ich legte eine Hand um ihre Schulter. »Keine Sorge, Lucy, ich werde auf Sie achtgeben.«
»Und die Schlange?«
»Was meinen Sie damit?«
»Wir müssen damit rechnen, daß es auf dieser Insel von Schlangen nur so wimmelt.«
»Zur Not habe ich noch meinen Dolch. Ach so, noch etwas. Ich muß noch einmal zurück in meine Kabine.«
»Soll ich warten?«
»Wie Sie wollen.«
»Nein, dann gehe ich schon an Deck.«

»Okay, bis gleich.«

Sehr nachdenklich schritt ich durch den Gang. Männer hatten die Insel also nicht betreten. Nicht allein der Farbige fürchtete sich davor, auch die anderen Mitglieder der Besatzung, selbst der Kapitän.

Da mußte es wirklich etwas geben, das…

Ich öffnete die Tür – und blieb stehen, wie vor einer Mauer gerannt.

Der Koffer lag noch an seinem Fleck. Er war auch nicht geöffnet worden.

Doch auf seinem Deckel hockte, zweimal gerollt und mit pendelndem Kopf – eine Schlange!

***

Ich rührte mich nicht, blieb in der offenen Tür stehen und hatte das Gefühl, von der Schlange und gleichzeitig von jemand anderem angeschaut zu werden.

Es lag allein an den Augen, die mir nicht unbekannt waren. Die hatte ich schon einmal gesehen, und zwar auf diesem Schiff. Mir fielen Lucys Worte ein.

Sie hatte recht behalten.

Diese Augen der Schlange besaßen eine verdammte Ähnlichkeit mit denen der Morna Clayton.

Waren sie Mensch und Schlange zugleich?

Mein Herz schlug etwas schneller. Eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken.

Die Schlange tat nichts. Nur den Kopf bewegte sie leicht pendelnd, wobei sie das Maul geschlossen hielt, denn die gespaltene Zunge wischte nicht ein einziges Mal hervor.

Was sollte das bedeuten? Wollte sie etwa den Koffer bewachen und dafür sorgen, daß ich nicht drankam? Ich mußte ihn öffnen, weil ich ohne meinen Bumerang die Insel nicht betreten wollte.

Deshalb ging ich vor, zog gleichzeitig meine Beretta und legte auf das schwarze Reptil an.

Es kam mir vor, als würde sie genau in das »Auge« der dunklen Mündung starren. Mein Zeigefinger berührte den Abzug, nur kam ich nicht zu einem Schuß. Wieder vernahm ich das puffende Geräusch, sah den hellen Blitz, dann war die Schlange verschwunden, ohne daß ich sie mit einer magischen Waffe auch nur berührt hätte.

Das konnte begreifen, wer wollte. Mir war es im Augenblick zu hoch. Obwohl ich die Schlange nicht mehr entdeckte, schaute ich mich sehr genau um, als ich in die Kabine hineinschritt. Es war durchaus möglich, daß sich noch andere Reptilien versteckt hielten.

Nein, ich hatte mich geirrt.

Um den Koffer zu öffnen, mußte ich an den Schlössern zwei Codezahlen einstellen.

Der Deckel klappte hoch, ich schaute auf meine Ersatzkleidung – Hose, Pullover, ein Hemd und Unterwäsche. Sie lag noch so, wie ich sie in den Koffer gedrückt hatte.

Unter der Kleidung hatte ich meinen Bumerang versteckt. Ich faßte mit der Hand in Lücken und spürte schon sehr bald das kühle Silbermetall an meinen Fingern.

Der Bumerang sah aus wie immer. Nichts hatte sich verändert. Seine Flächen schimmerten matt, und er lag wunderbar in der Hand, als wäre er speziell für mich geschaffen worden.

Irgendwie stimmte das auch. Schließlich war er aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume entstanden.

Ich steckte ihn in meinen Gürtel. An der linken Seite hatte er den besten Halt. Dort befand sich auch eine Schlaufe, die ihn hielt, wenn ich lief.

Nach einem letzten Rundblick verließ ich die Kabine wieder und ging an Deck, wo sich alle am Bug versammelt hatten und ihre Gesichter in den Wind hielten.

Wind wehte immer. In unseren europäischen Breiten gab es nie eine absolute Windstille wie manchmal in den Tropen. Meine Schritte waren gehört worden. Zwei Frauen drehten sich um.

Lucy Freeman und Morna Clayton. Letztere interessierte mich besonders. Reagierte sie vielleicht anders als sonst?

Nein, sie schaute mir kühl und irgendwie überlegen entgegen. In ihren Augen entdeckte ich nicht die Spur einer Unsicherheit.

»Endlich, John, da sind Sie ja.«

Ich blieb neben Lucy stehen. »Wieso? Haben Sie mich vermißt?«

»Ja.«

»Keine Sorge, ich bleibe bei Ihnen.« Den Satz hatte ich so laut ausgesprochen, daß er auch von Morna Clayton gehört werden konnte.

Sie reagierte überhaupt nicht.

Die an Deck versammelten Passagiere schauten alle über den Bug des Schiffes und in dieselbe Richtung, weil dort unser Ziel lag.

Zum Glück hatte die Sonne einen Großteil des Dunstes vertrieben, so daß wir das Eiland erkennen konnten. Es war wirklich nicht groß, von unserem Schiff aus gut zu überblicken, und es besaß an den Seiten einen weißen Bart. Dort schlugen die Wellen gegen das Gestein, erzeugten eine Brandung, die wie heller Schaum an den steilen Ufern in die Höhe gischtete. Ob es Untiefen, Strudel oder Felsen waren, die dicht unterhalb der Wasserfläche lagen, war nicht zu erkennen.

Ich sah auch keinen Hafen und fragte laut nach, wo wir anlegen würden.

»Keine Sorge!« antwortete Morna Clayton. »Der Kapitän kennt sich aus. Er fährt die Strecke nicht zum erstenmal.«

»Dann ist es gut.«

Lucy stieß mich an, bevor sie schräg gegen den grauen Himmel deutete. »Schauen Sie mal, John, die Vögel. Sie lassen sich nicht auf der Insel nieder, sie meiden sie. Wissen Sie, was das bedeuten könnte?«

»Ja.«

»Die Insel ist ihnen zu unheimlich, nicht?«

»So ähnlich.«

Lucy schauderte und warf einen scheuen Blick in die Runde. Niemand kümmerte sich um sie. Die Frauen starrten gebannt dem Eiland entgegen, dem wir uns immer mehr näherten, so daß die Umrisse schon deutlicher hervortraten.

Morna Clayton hielt ein Glas vor ihre Augen gepreßt. Als sie es absetzte, lächelte sie und nickte zufrieden. Was hatte sie dort entdeckt? Wir konnten es nicht sehen.

Zwar frischte der Wind nicht auf, das Meer zeigte sich trotzdem von seiner unruhigen Seite. Die Wellen rollten nicht mehr so lang und scharf abgegrenzt heran. Erste Strudel hatten sich gebildet, sie umkreisten das Schiff. Sie zerrten an ihm. Wir mußten mit stärkerer Kraft fahren, um hindurchzukommen.

Nun sah ich auch die Felsen, die an einigen Stellen aus dem Wasser lugten wie braungraue, spitze Köpfe und von einer schaumigen Gischt umspielt wurden. Diese Felsen waren mit ihren scharfen Kanten Fallen für Schiffe, denn sehr leicht konnten sie die Bordwände aufreißen. Um Celtic Island anzufahren, bedurfte es wirklich eines Fachmanns, der die Umgebung der Insel genau kannte.

Ich konzentrierte mich lieber auf die Insel. Von dem grauen Riesen entdeckte ich nichts, dafür sah ich eine karge Landschaft, die an der Westseite so gut wie keine Vegetation aufwies, nur graubraune Erde, als wäre sie dort verbrannt worden.

Nach Osten hin sah es anders aus. Da hatte sich ein grüner Teppich gebildet, der die einzelnen Gelände-Formationen genau nachzeichnete und den Betrachter an erstarrte Wellen erinnerte. Bäume wuchsen dort nicht. Ob Büsche ihren Platz gefunden hatten oder nur Gras und Bodendecker, das konnten wir ebenfalls nicht sehen.

Wie schon erwähnt, die Vögel mieden die Insel. Sie umkreisten sie nur.

»Sah die Insel so in Ihrem Traum aus?« fragte ich Lucy Freeman.

Sie nickte nur. Lucy stand unter Spannung, das sah man ihr an. Sie war eine andere Person geworden. Der starre Blick ließ die Insel einfach nicht los. Hin und wieder fuhr die Zungenspitze zwischen den Lippen hervor und benetzte sie.

Den übrigen Fahrgästen erging es nicht anders. Sie alle hatten die Insel in ihren Träumen gesehen und erlagen nun deren Faszination.

Unser Kapitän vollbrachte eine Meisterleistung, als er das Schiff zwischen den Klippen in Richtung Hafen steuerte. Von einem künstlichen Hafen konnte nicht gesprochen werden. Die Wellen hatten eine kleine Bucht geschaffen, in die wir hineinfahren konnten.

Dort wirkte das Gewässer fast so ruhig wie ein See.

Morna Clayton sprach die Frauen an. »Ich hoffe, daß ihr alle gespürt habt, welch eine Atmosphäre auf diesem Eiland herrscht. Es ist eine besonders starke Kraft, die sich im Innern dieser Insel im Laufe der vielen Jahre gesammelt hat. Sie ist vorhanden, kaum erklärbar. Wer mehr über die alten Bräuche der Kelten weiß, der kann dieses Phänomen begreifen. Eine Kraft, die wir modernen Frauen nutzen müssen, denn sie strömt aus der Erde. Die Mutter Erde gibt und nimmt. Heute wird sie nehmen und geben. Ihr werdet lernen, eure Träume zu beherrschen, denn ihr könnt sie in den nächsten Stunden erleben. Ich war schon oft auf der Insel. Ich habe hier meditiert und bin mit der Kraft der Kelten gesegnet worden.«

»War das nicht die des Götzen?« Ich hatte mich als einziger getraut, eine Frage zu stellen.

Die Clayton fuhr herum. »Was soll das heißen, Mr. Sinclair?«

»Ein Götze ist böse«, sagte ich. »Daran sollten Sie denken. Ich für meinen Teil würde es schlecht finden, mit der Kraft eines Götzen aufgefüllt zu werden, wie Sie gesprochen haben. Nein, meine Liebe, so etwas käme mir nie in den Sinn.«

Sie schüttelte unwillig den Kopf. »Halten Sie sich als Mann daraus. Sie werden nichts tun…«

»Doch, Mrs. Clayton. Auch ich möchte die Insel gern besichtigen und meine Ängste überwinden.«

Morna verzog die Mundwinkel. »Sie?«

»Wer sonst?«

»Ich glaube kaum, daß der graue Riese Sie akzeptieren wird.«

»Heißt das, daß er mich verschlingt?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie sollten jedoch mit dem Schlimmsten rechnen, Mr. Sinclair.«

»Da bin ich aber gespannt.«

Abrupt drehte sie sich herum. Kein Wort hatte sie von der Schlange auf meinem Koffer erwähnt. Mir war es egal, ich wußte auch so, woran ich war.

Wir legten an. Letzte Wellen schaukelten uns an den natürlichen Kai. Besatzungsmitglieder waren von Bord gesprungen. Routiniert umwickelten sie die Trossen um die bereitstehenden Poller.

Nicht weit entfernt hämmerten die schweren Wellen gegen die Felsen und schufen die hellen Gischtstreifen der Brandung. Wir bekamen davon kaum etwas mit. Letzte Ausläufer dieser Wellen erreichten die kleine Bucht und verliefen sich.

Wir gingen von Bord. Ich machte dabei den Schluß, ließ Lucy Freeman aber vor mir gehen.

Die Seeleute schauten mich an. Auch der Kapitän befand sich darunter. Er schüttelte den Kopf, als ich ihn passierte.

»Was ist los?«

»Ich an Ihrer Stelle würde nicht gehen, Sir.«

»Nennen Sie mir den Grund.«

»Die Insel ist verflucht. Kein christlicher Fahrensmann würde sie betreten und länger dort bleiben. Wir warten auf dem Schiff. Dieses Eiland gehört dem Riesen.«

»Sie haben ihn gesehen?«

»Nein, nur von ihm gehört.«

»Nicht immer sind alle zurückgekommen, wie ich erfuhr«, sagte ich.

»Das stimmt.«

»Kennen Sie auch den Grund?«

»Man kann darüber nur spekulieren.«

»Was sagt man denn?«

»Daß sich die Frauen in die Höhlen zurückziehen und dort ihr Leben ganz oder teilweise verbringen.«

»Wirklich?«

»Ich kann es Ihnen nicht genau sagen. Denken Sie an die tibetanischen Mönche. Die schließen sich auch in einem Kloster ein. Weshalb sollten es die Frauen anders machen?«

»Da haben Sie recht. Aber da gibt es noch den Riesen auf der Insel.«

»Klar.«

»Sie haben ihn gesehen?«

Er winkte ab. »Nein, bewahre. Man spricht nur von ihm.«

»Glauben Sie denn an Riesen?«

Der Kapitän strich durch seinen Bart. »Manchmal schon, Mister. Ja, ab und zu habe ich einfach das Gefühl, an Riesen glauben zu müssen. Nur will ich sie nicht sehen. Ich habe mal gehört, daß sie auch Menschen verschlingen.«

»Ja, Kapitän, das haben Riesen nun mal an sich. Denken Sie an die vielen Märchen.«

»Nur Märchen?«

»Wir sehen uns noch.«

Ich ließ ihn und die Besatzung stehen, um mich zu den anderen zu gesellen.

Morna Clayton hatte ihre Frauen um sich versammelt und gab die Marschroute bekannt. Als ich in die Nähe ihrer Schützlinge kam, bedachte sie mich mit bösen Blicken.

Ich hatte von ihren Erklärungen nicht alles verstanden, bekam jetzt noch Worte wie Meditation mit und die Kraft der Erde, die auf Frauen übergehen sollte.

Mich nahm man nicht zur Kenntnis.

Morna Clayton führte die Gruppe an, die jetzt die Insel durchwanderte.

Ich hoffte, auf Riesen zu treffen, das wiederum erwies sich als Täuschung.

Wir sahen keinen Riesen, dafür führte uns die Clayton zu einem Meditationsplatz, der etwa in der Inselmitte innerhalb einer Mulde lag. Sie war von einem dunkelgrünen Moosteppich bedeckt, aus dem Steine als Sitzbänke hervorragten.

Darauf nahmen wir Platz. Ich setzte mich so nahe wie möglich an Lucy Freeman, die mich kaum zur Kenntnis nahm. Sie hing mit ihren Blicken an den Lippen der Morna Clayton.

Was dann folgte, hatte mit einem grauen Riesen ebensowenig etwas zu tun wie mit schwarzen Schlangen. Reine Meditationsstunden wurden den Frauen aufgezwungen, damit sie die Kraft tanken konnten, die den Boden der Insel durchzog.

Es brauchte mir niemand etwas zu sagen, ich zog mich von allein zurück. Bei diesen Sprüchen wollte ich nicht bei sein. Da gab es interessantere Dinge.

Um Lucy tat es mir leid. Ich konnte sie auch nicht aus dem Kreis entfernen, das hätte böses Blut gegeben. Also begann ich damit, die Insel zu durchwandern.

Obwohl mir die grüne Seite besser gefiel und ich mich auch zu ihr hingezogen fühlte, hielt ich mich in dem Teil auf, wo nichts wuchs und die Erde eine braungraue Farbe angenommen hatte.

Über der Insel stand die Sonne als hellgelber Ball. Sie hatte auch den letzten Dunst vertrieben, ein wunderschöner Wintertag hüllte uns ein. Nicht einmal Wolken entdeckte ich. Einen derartig freien Himmel über dem Kanal gab es auch selten.

Der Boden unter mir zeigte ein grobes Muster aus Spalten und Rissen.

Kleine Rinnen liefen abwärts. Wind und Wetter hatten sie blank gewaschen.

Ich kletterte noch höher. An einigen Stellen war der Weg sehr steil.

Ihn mußten auch die Frauen in ihren Träumen gegangen sein. Von einer bösen oder fremden Magie spürte ich noch nichts. Nicht weit entfernt entdeckte ich einen kleinen Vorsprung, der aussah wie ein Plateau. Von dort hatte ich einen prächtigen Überblick.

Inzwischen war ich vom Hafen und auch von der Mulde, in der die Frauen zusammenhockten, ziemlich weit entfernt. Ich gratulierte mir dazu, die passenden Schuhe angezogen zu haben und lief mit kräftigen Schritten so weit, bis ich das Plateau erreicht hatte, stehenblieb und meinen Blick nicht nur über die Insel schweifen ließ, sondern ihn auch hinausschickte auf die lange Meeresdünung, die in graugrünen Schleiern gegen das kleine Eiland anlief.

Mir kam der Gedanke an Suko. Mein Partner hatte versprochen, von einem Boot der Küstenwache aus die Insel unter Kontrolle zu halten. Ich suchte nach dem Boot, ohne es allerdings entdecken zu können.

Hatte er mich geleimt?

Das konnte ich mir nicht vorstellen. Möglicherweise wollte Suko auch die Dämmerung abwarten. An einem klaren Tag wie diesem und mit guter Sicht war er auch von tiefer gelegenen Inselteilen sehr gut zu sehen.

Ich drehte mich langsam. Der Wind war kühl, ich hatte den Kragen der Jacke hochgestellt. Es blies mir in den Nacken, dann gegen das Gesicht, als ich in die Richtung blickte, wo die Mulde liegen mußte.

Ich entdeckte sie auch, nur war sie leer. Die Frauen hatten sie verlassen.

Ich fühlte mich ausgetrickst. Morna Clayton hatte wahrscheinlich nur darauf gewartet, daß ich meinen eigenen Weg ging. Bei dem Gedanken, daß sie mit den Frauen ihren eigenen Weg ging und sie in eine Falle führen konnte, rieselte es mir kalt den Rücken hinab.

Es war nicht die einzige Überraschung, die ich erlebte. Ungefähr dort, wo wir angelegt hatten, pflügte ein Gegenstand durch das Wasser. Erst als er sich aus dem Uferschatten löste, erkannte ich ihn genauer.

Es war das Schiff, das die Insel verlassen hatte. An Deck standen nur zwei Frauen. Aus meiner Perspektive betrachtet wirkten sie klein wie Spielzeugfiguren.

Ich ballte die rechte Hand zur Faust. Ein Gedanke kam automatisch. Wenn hier tatsächlich ein grauer Riese existierte, dann hatte er freie Bahn.

Wieder gab es keine Zeugen…

***

Gab es die tatsächlich nicht?

Ich dachte darüber nach und kam selbst zu dem Entschluß, daß zumindest Lucy Freeman auf der Insel zurückgeblieben sein mußte.

Sie sollte den Weg gehen, den schon viele vor ihr gegangen waren.

Wo steckte sie?

Für mich kam nur eines in Frage. Ich mußte die Insel absuchen und Lucy Freeman finden.

So übersichtlich der Flecken Erde im Meer in seiner Gesamtheit auch war, wenn es darum ging, Einzelheiten zu entdecken, tat ich mich schwer. Es existierten einfach zu viele Verstecke, die auch normal gewachsene Personen aufnehmen konnten, ohne daß sie entdeckt wurden.

Keine Spur von Lucy oder Morna, auch keine von irgendeiner schwarzen Schlange und erst recht nichts von einem grauen Riesen,

der aus irgendwelchen unergründlichen Tiefen auferstehen sollte.

Wenn Lucy mich suchte, konnte sie mich hier oben entdecken.

Nur würde sie einen Teufel tun, wahrscheinlich stand sie unter dem Bann der Clayton.

Also begab ich mich auf die Suche nach Lucy.

Viel höher konnte ich nicht mehr laufen, ich bewegte mich talwärts und hielt mich nahe der Grenze zwischen den unterschiedlichen Bereichen der Insel.

Nur meine Schritte waren zu hören. Hin und wieder ein Schleifen der Sohle auf glattem Gestein, wenn ich abrutschte. Farbloses Gestrüpp wuchs aus krummen Spalten. Hin und wieder zitterten die langen Spitzen der Grashalme im Wind.

An manchen Stellen mußte ich schräg gehen, um das Gleichgewicht zu halten.

Auf einem schmalen Felsband lief ich weiter, schaute nach unten, sah die Vertiefungen im Erdreich und hörte plötzlich eine leise Stimme, die ich kannte.

Lucy Freeman!

Was sie sagte, war nicht zu verstehen. Es waren auch keine Worte, sie murmelte oder sang irgend etwas vor sich hin.

Ich war stehengeblieben, weil ich herausbekommen wollte, woher der Gesang kam.

Jedenfalls unter mir, aber da sah ich nichts.

Ich rief nach ihr. Erst beim zweiten Versuch verstummte der Gesang. »Lucy, wo stecken Sie?«

»Ich spüre ihn.«

Eine seltsame Antwort. »Wen spüren Sie?«

»Den Geist des Riesen und Ihren.«

»Wessen?«

»Kommen Sie her!«

Das hätte ich auch ohne ihre Aufforderung getan. Ich suchte nur nach einer Stelle, wo ich einigermaßen bequem den Hang hinabsteigen konnte. Die war schnell gefunden, obwohl ich sehr achtgeben mußte, um nicht auszurutschen.

Es gab jedoch genügend Steine, auf denen ich mich abstemmen konnte. Lucy verhielt sich leider ruhig. Bevor ich sie noch einmal fragen konnte, erreichte ich wieder einen schmalen Grat.

Einmal nur war er unterbrochen. Und zwar in meiner Höhe. Ich konnte in die Öffnung einer Höhle hineinschauen und sah Lucy im Schneidersitz auf dem Boden hocken.

Ich ging trotzdem nicht auf sie zu, denn die junge Frau hockte inmitten eines Heers schwarzer Schlangen…

***

Ich blieb stehen und spürte, wie es kalt meinen Rücken »hinabrieb«.

Winzige Hagelkörner schienen gegen die Haut zu hämmern und immer mehr Nachschub zu bekommen.

Lucy hob den Kopf.

Sie saß noch im Bereich des Lichteinfalls, ihr Gesicht war gut zu erkennen. Der Ausdruck hatte gewechselt. Ein freudiger Schimmer der Erwartung breitete sich aus, die Augen strahlten mir entgegen.

Lucy Freeman schien in ein Meer von Glück hineingetaucht zu sein.

Und das bei den Schlangen!

Sie waren überall. Schlängelten sich an ihren Armen hoch, lagen zusammengeringelt auf den Beinen, krochen über die Schultern hinweg und glitten den Rücken entlang, erreichten den Boden, machten dort kehrt und nahmen einen anderen Weg über den Körper der jungen Frau. Es machte ihr nicht einmal etwas aus, daß sie wie schwarze, zuckende Peitschenriemen über das Gesicht strichen. Im Gegenteil, je mehr Schlangen Lucy berührten, um so glücklicher lächelte sie.

Von mir nahmen die Geschöpfte keine Notiz. Zwar hatten sie mich gesehen, doch sie blieben bei ihr und zeigten überhaupt keine Aggressivität.

»Lucy«, flüsterte ich ihr entgegen. »Bitte, Lucy, was ist mit Ihnen? Sie sitzen in der Höhle und…«

Die linke Hand hatte sie frei, und sie winkte mir damit zu. »John, ich fühle mich so glücklich.«

»Das verstehe ich nicht. Wie kann man sich glücklich fühlen, wenn man inmitten der Schlangen hockt?«

»Das ist einfach. Ich habe alles überwunden. Ich kenne das Wort Angst nicht mehr, und ich freue mich auf die Zukunft, John. Auf die nahe Zukunft sogar.«

»Meinen Sie den grauen Riesen?«

»Ja, er wird aus der Versenkung auftauchen. Die Schlangen haben es mir gesagt. Sie sind seine Freunde.«

»Und auch Ihre, wie?«

»So ist es. Ich habe jegliche Angst vor ihnen verloren. Ich fühle mich frei und glücklich wie selten zuvor in meinem Leben. Es ist alles so wunderbar.«

»Das kann ich mir denken, Lucy. Nichts kommt von allein. Wer hat Ihnen geholfen, die Angst zu überwinden? War es Morna Clayton?«

»Ja.« Sie nickte und drückte eine Schlange von ihrem Gesicht weg, die sich über ihren Mund bewegt hatte. »Es war Morna Clayton. Sie hat uns den richtigen Weg gewiesen. Wir haben meditiert und gelernt, die Angst zu vergessen. Es wird bei mir keine Alpträume mehr geben. Sie sind vorbei, die Meditation hat sie vernichtet. Ist das denn nicht wunderbar, John? Ich bin geheilt.«

»Sind Sie das wirklich?«

»Ja, denn ich verspüre Freude«, erwiderte sie nach einem tiefen Ausatmen.

Ich traute dem Braten nicht. Lucy war beeinflußt oder besser präpariert worden, um dem grauen Riesen zur Verfügung zu stehen.

Nur verstand ich nicht, welch eine Rolle die schwarzen Schlangen dabei spielten. Waren sie seine Vorboten?

Wenn sie mich angriffen, hatte ich genügend Waffen, um sie stoppen zu können.

Aber sie ignorierten mich auch weiterhin. Sie beschäftigten sich einzig und allein mit Lucy Freeman, die sie als eine der ihren ansahen.
Ich streckte ihr den Arm entgegen. »Lucy, die anderen sind wieder gefahren. Ich habe gesehen, wie das Schiff ablegte.«

»Das weiß ich.«

»Und Sie wollen auf der Insel bleiben?«

»Ja, denn hier habe ich mein Glück und meine Zukunft gefunden.«

Da konnte ich ihr nicht widersprechen, weil ich die Verhältnisse nicht kannte.

»Wo befindet sich Morna Clayton? Hat auch sie die Insel verlassen oder wird sie mit Ihnen gehen?«

Lucy hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, John. Sie hat mir nur den richtigen Weg gezeigt. Als wir meditierten, da habe ich zum erstenmal etwas von dieser gewaltigen Kraft gespürt, die in dieser Insel wohnt. Es war der Geist des grauen Riesen, der über mich kam. Das Wissen der Jahrhunderte, das die Kelten schon mitgebracht haben.«

»Wer genau lebte hier, Lucy?«

»Es waren viele Menschen. Aber nur Frauen. Sie waren auf diese Insel verbannt worden, weil die Menschen den Riesen gnädig stimmen wollten. Wer hier zurückblieb, wurde zu seinem Opfer.«

»Wollen Sie das auch werden?«

Sie schaute mich aus ihren blauen Augen an, in denen kein Mißtrauen stand. »Ja, danach strebe ich. Wer dem Riesen geopfert wird, besitzt die Vollkommenheit. Der hat es wirklich geschafft, die langen Grenzen zu überwinden. Stellen Sie sich das einmal vor.«

»Was ist mit den Schlangen? Gehören auch sie dazu?«

»Ja, sie sind seine Leibwächter. Damals hatten die Frauen schon einen Schlangenkult gekannt. Es sind besondere Tiere, sehr klug und von einem starken Geist beseelt. Sie schützen ihn und sie sorgen dafür, daß er seine neuen Opfer bekommt.«

»Wie in Ihrem Traum.«

»Das habe ich alles schon erlebt.«

»Aber der Traum endete schlimm, Lucy.«

Sie hob beide Arme an, um die sich Schlangenkörper ringelten.

»Die Realität wird nicht schlimm enden«, erklärte sie mir mit einer

hellen, schon freudig klingenden Stimme. »Sie ist anders. Denn ich habe meinen Weg gefunden. Die Schlangen haben die Jahrhunderte überlebt, ebenso wie der graue Riese. Sag es selbst, John! Sind sie dann nicht ein Zeichen für das Leben?«

»Das kann man auch anders sehen. Wer so lange lebt, steckt mit irgendwelchen Mächten unter einer Decke.«

»Das gehört dazu!«

Ich sah ein, daß ich Lucy Freeman mit Worten nicht würde überzeugen können. Mit Gewalt jedenfalls nicht. Es gab nur eine Lösung.

Ich mußte sie ihren Weg gehen lassen.

Sie lehnte sich zurück und zog dabei ein Gesicht, als wäre die harte Erde ein weiches Bett. Noch immer strahlten ihre Augen, die Lippen zeigten ein Lächeln, sie winkte mir zu. Eine Geste, die ich sehr genau begriff. Es sollte ein Abschied sein.

»Ja, Lucy, vielleicht hast du recht«, sagte ich. »Vielleicht hätte auch ich bei euch bleiben sollen, dann hätte auch ich es bestimmt geschafft, meine Ängste zu überwinden.« Ich war bewußt bei meiner einmal angefangenen Notlüge geblieben.

»Das wäre nicht gegangen.« Sie lag auf dem Rücken und sprach die Antwort gegen die Höhlendecke. »Das hätte wirklich nicht geklappt, John. Es… es ist nicht …«

»Weshalb nicht?«

»Morna wollte es nicht. Das ist eine Insel nur für Frauen. Selbst die Besatzung ist nicht von Bord gegangen. Männer sollen hier nicht bleiben. Für sie ist dieses Eiland tödlich. Ich weiß auch, daß du mich belogen hast, John.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Morna sagte es. Du hattest nicht die Träume, von denen du mir erzähltest. Du konntest sie gar nicht haben, John. Es war unmöglich, du hast mich schändlich belogen und mich ausgenutzt. Aber ich verzeihe dir, John. Ich verzeihe dir total.«

»Weshalb sollte ich die Träume nicht gehabt haben?«

»Weil sie nur Frauen bekommen. Männer nicht. Sie sind nicht dafür geeignet. Celtic Island ist ein Refugium der Frauen. Das war so, das wird immer bleiben.«

»Weißt du auch, was mit mir geschieht?«

»Ja, es wurde mir gesagt. Du wirst als Lebender die Insel nicht mehr verlassen können. Dich trifft die Rache des Riesen mit all ihrer Wucht. Sosehr du dich auch anstrengst, es ist nicht möglich, ihr zu entgehen. Schade, John, ich habe dich etwas gemocht, aber das ist nun vorbei. Vielleicht sehen wir uns noch. Aber bitte mich nicht darum, dich zu retten, ich kann es nicht.«

Es waren Abschiedsworte, und ich wollte Lucy Freeman auch nicht

im Wege stehen.
Einen letzten Blick warf ich ihr noch zu. Ihr Körper war kaum noch unter den zahlreichen Schlangen zu erkennen, die ja nie stillagen, sich geschmeidig bewegten, als wollten sie sich an der Frau wärmen.
»Sie geben mir die Kraft, sie geben mir das Wissen dieser Insel mit auf den Weg«, hörte ich sie sagen. »Weißt du, John, ich freue mich darüber. Ich lerne immer mehr, denn die Schlangen waren einmal Menschen, die man hier aussetzte.«
»Dann wirst du auch zur Schlange werden.«
»Zu einer Wissenden!« hielt sie mir entgegen.
»Ja, natürlich.« Ich räusperte mich und drehte mich um. Sehr langsam ging ich weg, dabei die Umgebung unter Kontrolle haltend, da ich damit rechnete, von den schwarzen Reptilien angegriffen zu werden.
Das taten sie nicht. Sie blieben in der Höhle bei ihrem neuen Schützling, der noch an diesem Tag in ihren Reigen eingereiht werden sollte.
Das mußte ich verhindern!
Wie das geschehen sollte, darüber spekulierte ich nicht einmal.
Wichtig war nur, daß der graue Riese erschien.
Tauchte er erst einmal auf, hatte ich die Hälfte geschafft.
Er hielt sich zurück. Wenn ich mich richtig erinnerte, würde er erst beim Untergang der Sonne zu sehen sein. Da konnte ich noch einige Stunden warten.
Auf dem Hang suchte ich nach einem Platz, wo ich es mir bequem machen konnte.
Ich fand ihn weiter oben. Eine kleine Kuhle, die wie ein halbrund geformter Sessel wirkte.
Ich kletterte hin, setzte mich hinein und streckte die Beine aus. So was war mir auch noch nicht passiert, nur einfach abzuwarten, bis etwas geschah.
Ich hatte mich so hingesetzt, daß ich nach Westen schauen konnte, denn dort ging die Sonne unter. Der Höhleneingang wies in die gleiche Richtung. Demnach wollte auch Lucy sehen, wenn der Riese erschien. Aus dem Ball der untergehenden Sonne sollte er hervortauchen, so hatten es die Frauen in ihren Träumen erlebt. Was daran stimmte, mußte sich erst noch herausstellen.
Trotz der relativ dicken Kleidung wurde mir kalt. Das lange Stillsitzen behagte mir überhaupt nicht. Lucy schien es nichts auszumachen. Sie war glücklich mit den Schlangen und in ihrer Höhle.
Zeit verstrich…
Ich konnte meinen Gedanken nachhängen, die sich von diesem Fall entfernten und sich mehr um Will Mallmann und dessen Schicksal

drehten.

Über allem stand die Aktion D. Bestimmt hatte sie London erreicht.

Ich brauchte da nur an mein makabres Geburtstagsgeschenk zu denken, die mit einer Blutblase gefüllte Torte und die auf Kassette gesprochene Nachricht.

Immer wieder malte ich mir aus, was geschehen würde, wenn ich dem Kommissar gegenüberstand und er mein Blut wollte.

Die Bilder verschwammen, als hätte sie jemand wegradiert. Nur keine Pläne machen, hämmerte ich mir ein. Ich mußte alles auf mich zukommen lassen.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Es war über mir aufgeklungen, kam aber näher. Ich drehte mich nach rechts und sah einige Steine vom Hang hinabrollen.

Blitzschnell stand ich auf.

Nichts war zu sehen. Wer immer die Steine den Hang hinabgeschleudert hatte, er ließ sich nicht blicken.

Nach einer Weile duckte ich mich wieder zusammen und schaute der Sonne zu.

Ja, sie war bereits gesunken und hatte auch ihre Farbe verändert.

Das helle Gelb bekam allmählich einen dunkleren Ton. Bald würde sie in einem kräftigen Rot leuchten und schließlich verschwinden.

Das war dann die Zeit des Riesen!

»Ich liebe euch. Ich liebe euch alle! Ihr habt mir den Weg gezeigt.«

Lucy Freeman hatte die Worte dermaßen laut gesprochen, daß selbst ich sie hören konnte.

Wieder stand ich auf.

Im gleichen Augenblick verließ Lucy die Höhle. Begleitet von ihren neuen Freunden, den Schlangen.

Auch jetzt waren sie noch überall, hingen wie Kletten an ihrem Körper fest, und ein Reptil hatte sich als lebender Schal um den Hals der jungen Frau gewickelt.

Nicht alle Schlangen umgaben ihren Körper. Einige folgten ihr über den Boden gleitend. Sie waren ebenso schnell wie die Frau, huschten über die Unebenheiten des Hangs hinweg, drehten sich um aus der Erde wachsende Steine oder glitten durch Spalten.

Mich beachtete Lucy nicht. Ich wunderte mich auch darüber, wie beschwingt sie das Gelände hochschritt. Als hätte sie in der letzten Zeit unheimlich viel Kraft getankt.

Es fiel mir nicht leicht, ihr zu folgen. Der Weg war anstrengend, ich kam etwas aus der Puste.

Und Lucy ging weiter.

Ihr Ziel war die herrliche Sonne, in deren Innern das Rot immer stärker hervortrat.

Sie bot ein wunderbares Bild. Maler und romantische Dichter hätten

an ihr die helle Freude gehabt. Ich jedoch sah sie mit anderen Augen.

Der Riese hielt sich zurück. Ich konnte mir auch kein Bild von ihm machen, denn beschrieben hatte ihn die Träumende nicht. Ich rechnete mit einem gewaltigen Steinklotz, der aus verschiedenen Stücken bestand und einen unregelmäßig geformten Körper aufwies.

Der Ball gab seine Strahlen ab, die auch die Insel erreichten und wie ein gewaltiger Teppich über das Eiland flossen. Rot, gelb, manchmal dunkel, so verteilten sich die Farben, die nichts ausließen und in jede Spalte oder in jeden Winkel hineinkrochen, um ihn mit ihrem Licht auszufluten.

Die Strahlen erreichten auch die Gestalt der Lucy Freeman, umflossen sie wie ein Mantel und gaben der hochsteigenden Frau etwas Götterhaftes.

Sie war eine Gestalt wie aus einem Märchen. Dabei schwebte sie über der Erde, eingepackt in Schlangenleiber, die sie schützten!

Ich blieb hinter ihr.

Noch hatte sich der graue Riese nicht gezeigt. Ich ging davon aus, daß er in der Tiefe dieser Insel lauerte.

Weit brauchte Lucy nicht mehr zu gehen, weil das Ende des Hanges sich als runder Buckel abzeichnete.

Was lag dahinter?

Wieder ein Hang, die untergehende Sonne, das Meer mit seinen langen Wogen, und er?

Bestimmt!

Lucy Freeman wußte genau, wann sie stehenbleiben mußte. Es war ein eigentlich idealer Platz, eine gerade Stelle auf der Schräge.

So konnte die junge Frau nicht kippen.

Noch tat sie nichts, schaute in den roten Ball der Sonne. Dann aber drückte sie den Oberkörper vor und verbeugte sich.

Ich entdeckte keine Person, der sie die Ehre hätte erweisen können. Sie reagierte bestimmt anders. Sie war bereits eins mit der Insel geworden, die ihr bestimmt die Botschaft aus der Tiefe entgegensenden würde.

Was merkte sie?

Ich stand schräg hinter ihr und ließ sie nicht aus dem Blick. Vom langen Starren schmerzten meine Augen etwas. Ich preßte die angewinkelten Finger gegen die Augäpfel, und als ich die Hände wieder sinken ließ, da hatte Lucy ihre Haltung verändert.

Wie eine Betende wirkte sie mit ihren nach oben gereckten Armen, die sie zusätzlich noch ausgebreitet hatte, als wollte sie den gesamten Ball der Sonne umfassen.

Ich wußte, daß es möglich war, gedanklich mit irgendwelchen Phänomenen Kontakt aufzunehmen und rechnete stark damit, daß Lucy dies tat. Was passierte?

Sekunden vergingen. Eine Stille trat ein, die mich etwas nervös machte.

Es war nie laut auf diesem Eiland gewesen, doch jetzt kam es mir vor, als würde alles den Atem anhalten, um das große Ereignis nur nicht zu stören.

Die Stille verschwand nahezu brutal. Durch den Boden der Insel rann ein Zittern, begleitet von einem heftigen Grummeln und Donnern. Auch ich spürte diese Veränderung am eigenen Leib, denn die Geräusche hallten in meinen Ohren wider, als sie sich fortgepflanzt hatten.

Der Riese erwachte.

Vielleicht »atmete« er auf diese Art und Weise aus. Oder wollte er mich nur warnen?

Ich schaute nach den Schlangen.

Keine von ihnen befand sich noch an ihrem Platz. Lucy Freeman war für die Tiere völlig uninteressant geworden, sie hatten einen anderen Weg eingeschlagen und glitten der Kuppe des Hügels entgegen. Sehr schnell schlängelten sie sich voran. Ich konnte nur darüber staunen und wartete, daß sie es schafften, den Riesen zu holen.

Er kam.

Meine Befürchtungen, die Erde würde aufbrechen und einen Krater bilden, traten nicht ein.

Zwar war sein Auftreten von einem Grollen begleitet, es gerieten auch einige Steine in Bewegung, direkte Gefahren entstanden für uns jedoch nicht.

Es sah so aus, als würde er aus dem glühenden Ball der allmählich versinkenden Sonne erscheinen. Er bedeckte mit seinem gewaltigen Schädel fast die untere Hälfte. Der Kopf konnte von hinten her angestrahlt werden und wirkte wie ein scharfer Scherenschnitt in der Flut des roten Sonnenlichts.

Er war da, er war gewaltig, und ich mußte mir eingestehen, daß ich ihn mir so nicht vorgestellt hatte…

***

Lucy Freeman mußte die Gestalt aus ihren Träumen kennen. Sie zeigte keine sichtbare Überraschung. Auch ich beherrschte mich. In meinem Gesicht zuckte kein Muskel, aber die innerliche Kälte wuchs, das Zeichen der Furcht oder des Unbehagens.

Grau war sein Kopf. Ein runder, kahler Schädel. Durch das rote Licht bekam sein Gesicht an der Vorderseite ebenfalls noch einen rosafarbenen Schleier, der über die Wangen hinwegglitt, den Mund mit den dicken, nicht grauen Lippen erfaßte und in Höhe der Ohren allmählich auslief.

Ich konzentrierte mich auf seine Augen. Sie lagen tief in den Höhlen,

wirkten ebenfalls wie Steine, deren Oberfläche allerdings poliert worden war.
Sahen die Augen? Funktionierten sie so wie bei einem Menschen?
Ich wußte es nicht. Ich spürte nur, daß dieser Kopf – Schultern konnte ich nicht erkennen – etwas ausstrahlte, das auch mich berührte. Feindschaft und eine Portion Herrschsucht mischten sich zusammen.
Ich mußte schlucken, da mir der Hals plötzlich trocken geworden war. Schweiß hatte sich auf der Stirn gebildet. Das Gefühl der lebensgefährlichen Bedrohung steigerte sich, obwohl der graue Riese nichts dazu beitat.
Wenn er handelte und Lucy zu sich holen wollte, mußte ich schnell sein. Deshalb verkürzte ich die Distanz zu ihr und ging sehr vorsichtig, da sie mich nicht hören sollte.
Als sie anfing zu sprechen, blieb ich stehen. Noch immer hielt sie die Arme oben, eine Geste, die Respekt und Unterwürfigkeit andeutete.
Die Schlangen umlagen sie. Aber sie richteten ihre Schädel nur nach vorn, denn auch sie beobachteten den Riesen genau. Die Vorderteile ihrer Körper hatten sie angehoben. In diesen langen Augenblicken wirkten sie wie künstlich.
Es mußte etwas passieren, es konnte nicht so weitergehen, der graue Riese war nicht grundlos erschienen.
In seinem steinernen Gesicht sah ich kein Zucken. Als er plötzlich sein Maul aufklappte, war nur ein Knirschen zu hören, als die Lippen sich voneinander lösten.
Ein Schlund tat sich auf…
Es war furchtbar. Ein gewaltiges Maul, ein düsterer Tunnel, aus dem, zusammen mit dem Wind, eine Kälte entgegenwehte, die selbst mich erreichte.
Der Wind nahm an Stärke zu. Er blies nicht, er saugte, und er bekam die Schlangen zu packen.
Zuerst dachte ich, daß auch Lucy Freeman abheben würde. Sie aber widerstand diesem gewaltigen Sog, der nur an ihrer Kleidung zerrte und sie knattern ließ.
Es erwischte die Schlangen.
Nicht der Reihe nach, sondern auf einmal wurden sie in die Höhe gerissen.
Plötzlich peitschten sie durch die Luft, eine dunkle Formation raste auf das Maul zu – und verschwand.
Der Riese schluckte die schwarzen Schlangen, als wollte er sich an ihnen sättigen.
Es war beeindruckend und auch furchtbar. Ich stand auf der Stelle, die Gänsehaut verdichtete sich immer weiter, sie wollte einfach nicht weichen.

Ich ging auf Lucy zu.

Noch widerstand sie dem Sturm, aber sie schwankte bereits. Ihr Körper wehte einmal nach links, dann wieder nach rechts. Die Arme hielt sie ausgebreitet und schrie gegen den Sog an.

»Ich habe dich gesucht. Ich wollte etwas von deiner Kraft besitzen. Ich liebe dich!«

In den ebenfalls grauen Augen des Riesen glühte es auf. Es war das Zeichen, auf das Lucy gewartet hatte.

Plötzlich sprang sie hoch, fiel aber nicht mehr zurück auf den Boden, blieb darüber schweben, weil sie eben der Sog nicht mehr losließ, der sich Sekunden später verstärkte.

Für mich sah es aus, als wollte sich Lucy vor diesem Monstrum verbeugen, aber sie warf sich in den Sog hinein, um noch mehr Fahrt zu bekommen.

Ich hatte mir einen günstigen Stand ausgesucht.

Als Lucy Freeman auf das weit geöffnete Maul zuwirbelte, zog ich meinen silbernen Bumerang…

***

Sie raste und wirbelte nicht, es war mehr ein sanftes Gleiten, das sie in die Nähe des weit geöffneten Mauls brachte. Dennoch konnte es verdammt gefährlich werden, denn ich vertraute dem grauen Riesen nicht.

Als Rechtshänder hielt ich den Bumerang auch in der Rechten und hatte den Arm weit nach hinten geschwungen. Ein roter Sonnenstrahl verlor sich auf der Oberseite und schuf dort einen blitzenden Reflex.

Für mich wie ein Zeichen.

Ich wußte nicht genau, wohin ich zielen sollte. Nicht direkt gegen den Schädel, dafür hielt ich auf die Stelle zu, wo sich die Andeutung eines Halses zeigte.

Magie gegen Magie!

Diese Gedanken überkamen mich, als ich die silberne Banane losließ. Sie wirbelte auf den Schädel zu, und nichts konnte ihren Flug noch stoppen.

An der waagerecht liegenden Lucy Freeman huschte die Waffe wie ein Schatten vorbei, war viel schneller – und traf.

Ich hörte den harten, klirrenden Laut, als sie gegen den Stein prallte.

Was geschah?

Sägte der Bumerang ihn durch? Würde er wirklich diese Kraft besitzen und eine über die Jahrhunderte hinweg gewachsene Magie löschen können?

Noch stand das Maul offen, aber an der Schnittstelle sprühten plötzlich Funken auf.

Staub nahm mir einen Teil der Sicht, er quoll aus einem Spalt unter

dem noch immer weit geöffneten Maul.

Obwohl alles sehr schnell ablief, kam es mir doch zeitverzögert vor. Ich erlebte die Szenen intensiver, und ich bekam auch meine Angst stärker mit.

Schaffte ich es nicht?

Da passierte es.

Ein Kreischen, Ächzen und Knirschen drang aus seinem Maul.

Plötzlich klappten beide Hälften zusammen, gleichzeitig erschienen an den Wagen die ersten Risse.

Der Bumerang sägte nicht mehr weiter. Er war zu Boden gefallen und rutschte mir auf dem schrägen Hang entgegen. Ich ließ ihn liegen, weil ich mich um Lucy kümmern mußte.

Sie schrie, als sie fiel.

Hart landete sie auf dem Boden, nicht einmal eine Körperlänge vom Maul des Riesen entfernt.

War sie ohnmächtig? Hatte sie sich etwas gebrochen? Ein Sturz, auch aus dieser relativ geringen Höhe, konnte schlimme Folgen haben. Ich hetzte auf Lucy zu, nahm den Bumerang hoch, steckte ihn weg und fiel vor der Frau auf die Knie, um in ein blutendes Gesicht zu schauen.

Ich schüttelte mich, weil mich der Staub einhüllte. Dann riß ich die Frau hoch, denn die Geräusche über mir jagten mir Angst ein. Das harte Knirschen war nicht normal und auch nicht das Brechen dazwischen. Innere Kräfte, Gegenmagie, ausgelöst durch meinen Bumerang, sorgten dafür, daß alles zerstört wurde.

»Können Sie laufen?«

»Weiß nicht…«

Ich schleifte sie zuerst weg, dann warf ich Lucy über meine Schulter und rannte weiter.

Sie schlug mit dem Oberkörper gegen meinen Rücken, was mir egal war. Um ein Leben zu retten, mußte man eben einiges in Kauf nehmen.

Ich rutschte aus, konnte mich wieder fangen, lief weiter, wäre fast wieder gefallen und hielt Lucy umklammert wie einen Rettungsanker.

Ich brachte sie weg.

Hinter uns tobte eine Hölle. Der Hang wurde steiler, das Gewicht der Frau drückte, es kam, wie es kommen mußte. Ich verlor den Halt und fiel hin.

Zusammen mit Lucy rutschte ich den Hang hinab, immer darauf bedacht, sie zu schützen, indem ich sie eng an mich preßte. Ihr sollte nichts passieren, die harten Stöße federte ich ab.

Steine schlugen gegen meinen Kopf, wirbelten über unsere Körper hinweg. Wir rissen vieles mit und konnten uns selbst auf die Schulter klopfen, daß wir eine so dicke Kleidung trugen, die den uns treffenden Steinen den größten Teil der Wucht nahmen.

Wenn wir Pech hatten, würden wir in irgendeine gefährliche Felsspalte rollen oder sogar bis hinunter zum Ufer.

Wir hatten Glück im Unglück.

Was uns bremste, konnte ich nicht erkennen. Ich prallte mit dem Rücken gegen einen sehr harten Widerstand, wurde wieder nach vorn gedrückt und fiel über Lucy.

Sekundenlang blieb ich in dieser Haltung liegen, bis ich ihr seufzendes Atmen hörte.

»Alles okay?«

»Sie… Sie zerdrücken mich …«

»Sorry.« Ich grinste, spürte warmes Blut durch meine Haare rinnen, störte mich nicht daran und kniete mich hin, obwohl mir zahlreiche Knochen wehtaten.

Darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern. Mein Blick galt dem Riesen.

Er stand noch!

Vor seinem gewaltigen Kopf wehte ein dünner Staubschleier, so daß ich das Gesicht dahinter nur mehr verschwommen sah.

Aber der Schädel schwankte.

Als würde er von ebenfalls riesigen Händen Ohrfeigen bekommen, so kippte er einmal nach rechts, dann wieder zurück, bis er den Weg nach links nahm und abermals in die alte Lage hineingeriet.

Das geschah einige Male und wurde begleitet von knirschenden Geräuschen, die sich immer mehr verstärkten und bei mir eine Gänsehaut erzeugten. Es war einfach schlimm, aber auch eine irgendwie hoffnungsvolle Musik in meinen Ohren.

Ewig konnte das nicht so weitergehen.

Es ging auch nicht.

Noch einmal erklang das Knirschen. Diesmal von laut platzenden und brechenden Geräuschen begleitet.

Der Schädel explodierte.

Es war ein Bild, das mich froh stimmte. Zuerst flog seine kahle Schädeldecke weg und jagte wie ein Geschoß in den roten Himmel hinein.

Der Vorgang war damit noch nicht beendet.

Ein immenser Druck riß alles auseinander. Raketenhaft flogen die schweren Trümmer in die vier Himmelsrichtungen weg, so daß man fast schon das Pfeifen hörte.

Unwillkürlich hatte ich mich geduckt, denn auch in unsere Richtung wirbelten die Brocken.

Wir brauchten trotzdem keine Angst zu haben, erwischt zu werden. Bevor uns die Trümmer noch erreichten, glühten sie in einem tiefen Rot auf und waren verschwunden.

»Es ist unglaublich!« flüsterte Lucy Freeman neben mir. »Der Riese ist

weg.«
»Wie gut für uns.«
»Wie hast du das gemacht?«
Ich lächelte sparsam. »Eigentlich wollte ich mich nur von einem Alptraum befreien, das ist mir gelungen. Ich habe dir gesagt, Mädchen, man muß nur dagegen angehen.«
»So einfach ist das aber nicht.«
Der aufgewirbelte Staub senkte sich allmählich nieder. Ein gutes Omen, wie ich fand.
Eigentlich hätten wir jetzt verschwinden können. Das wiederum wollte ich nicht.
Ich war es einfach gewohnt, einer Sache auf den Grund zu gehen.
Hier hatte ich zu wenig gesehen. Der Kopf war verschwunden. Hatte es vielleicht nur den Kopf gegeben?
»Bleib hier, Lucy.«
»Wieso? Willst du jetzt allein von der Insel gehen?«
»Natürlich nicht. Ich möchte nur noch einmal zurück, weil ich sehen will, ob alles vernichtet worden ist.«
»Und wenn nicht?« fragte sie ängstlich.
»Dann muß ich noch einmal eingreifen.«
»Meine Güte, wer bist du? Jeder hat Angst vor dem Riesen gehabt. Du nicht, du bist…«
»Ein völlig normaler Mensch, Lucy.«
»Das glaube ich eben nicht.«
»Es bleibt dir überlassen.« Ich lächelte ihr zu. »Warte hier bitte auf mich, es wird nicht lange dauern.«
»Ja, natürlich.«
Ich ging den Weg wieder zurück, den wir zusammen gerollt waren. Da kamen schon einige Yards zusammen.
Ich stand noch dermaßen unter Spannung, daß ich die Schmerzen kaum spürte.
Mein Körper hatte einiges abbekommen. Blaue Flecken würden zurückbleiben, mehr nicht.
Ich kletterte keuchend hoch und hatte sehr bald den Platz erreicht, von wo aus ich den Bumerang geschleudert hatte. War das wirklich schon alles gewesen?
Das konnte ich einfach nicht glauben. Okay, der Schädel war vernichtet, aber kein Riese ohne Körper.
Die letzten Yards legte ich noch schneller zurück und kam mir selbst vor, als würde ich in den überdimensionalen Orangenball der Sonne hineinschreiten.
Dann stand ich auf der Kuppe.
Vor mir fiel das Gelände steil ab, fast schon senkrecht. Es war die Innenwand eines Trichters mit gewaltigem Durchmesser. Das Loch

führte tief in die Inselerde hinein. Dort unten also hatte er gelauert und war in die Höhe gekommen.

Nun ja, Reste gab es nicht zu sehen. Keinen Körper, nur ein Gestein, das mich an schwarze Kohle erinnerte, weil es dermaßen verbrannt wirkte.

Und es stank…

Der Geruch wehte mir unsichtbar entgegen. Keine Dampf- oder Qualmschwaden trieben an meiner Nase entlang, und mich ekelte dieser Gestank an. Es roch nach verbranntem Fleisch und angekohlter Haut, so daß es mir fast den Magen umdrehte.

Aber wer war da verbrannt?

So sehr ich mich auch bemühte, ich sah keine Reste irgendwelcher Körper.

Ich erinnerte mich daran, daß die Schlangen in das offene Maul gehuscht waren, kurz bevor der Schädel zerplatzte. Sollten sie möglicherweise verkohlt worden sein?

Am Grund des sehr tiefen Trichters bewegte sich etwas. War es eine Täuschung? Vielleicht ein Reflex, der durch eingefallenes Licht entstanden war?

Ich schaute noch einmal nach, ohne etwas entdecken zu können.

Das machte mich unzufrieden. Da stimmte einiges nicht! Oder waren es nur flüssige Reste, die allmählich erkalteten?

Der Gestank blieb und trieb mich letztendlich auch vom Rand des Trichters zurück. Ich überquerte die Hügelkuppe. Stundenlang hielten wir uns bereits auf diesem Eiland auf. Der Tag war noch vorhanden, aber die gewaltigen Schatten der Dämmerung schoben sich über den Himmel wie ein nie abreißendes Tuch.

Lucy Freeman hatte mich entdeckt und winkte mir zu. Ich grüßte zurück, froh darüber, daß ich sie hatte retten können.

Dann lief ich mehr rutschend als gehend den Hang hinab. Allmählich wurde es Zeit, daß wir von der Insel verschwanden. Wie es aussah, hatte Suko sein Versprechen nicht gehalten, denn nahe der Insel konnte ich kein Schiff der Küstenwache entdecken.

Dem würde ich was erzählen, mich so hängenzulassen. Ich dachte sehr intensiv an meinen Freund und nicht an die noch vorhandenen Gefahren. Daran wurde ich schnell erinnert.

Es begann mit Lucys Schrei!

Sofort stoppte ich, schaute zu ihr hinab und stellte fest, daß sie sich nicht in Gefahr befand. Sie hatte den rechten Arm waagerecht und halbhoch ausgestreckt. Ihr Zeigefinger wies an mir vorbei in eine bestimmte Richtung.

Ich drehte mich um!

Aus dem Krater drang dicker Rauch. Schwarz und fettig wirkte er, durchzogen von helleren Schlieren, die ihren Weg innerhalb des

Rauchs fanden.
Der Trichter oder der Vulkan arbeitete noch und schickte das nächste Grauen aus der Tiefe.
Ein gewaltiges Zischen ertönte, als hätte ein Riesenkessel Dampf abgelassen.
Große Gesteinsbrocken, schwarz verbrannt und kantig, schleuderten hoch in die Luft.
Und mit ihnen kam sie.
Morna Clayton hatte die Insel nicht verlassen. Sie mußte eines mit dem Schädel des grauen Riesen geworden sein, hatte sich dann zwangsläufig von ihm trennen müssen und kehrte zurück.
Eine Frau? Eine Mutation? Ein Monster?
Vielleicht von jedem etwas. Ihr Kopf war normal. Der Körper aber, Arme und Beine eingeschlossen, bestand aus zahlreichen, zuckenden Schlangen…

***

Hatte sie an Größe gewonnen, war sie tatsächlich gewachsen, oder wirkte sie nur so auf mich?
Jedenfalls stand sie dort, wo einmal der Kopf des Riesen aus der Inselerde gedrückt worden war. Und sie sah nicht so aus, als wollte sie aufgeben.
Ihr Gesicht hatte eine andere Farbe bekommen. Es war bleicher geworden und schimmerte trotzdem in blanken Farben, die eine Mischung aus Grün, Blau und Türkis zeigten.
Mir kam der Vergleich mit einer Schuppenhaut der Schlangen in den Sinn. Es waren genau die Tiere, die ihr Leben beeinflußten.
Mich übersah sie. Ihr ging es einzig und allein um Lucy Freeman.
Laut rief sie ihren Namen.
»Komm her, Lucy! Oder hast du vergessen, zu wem du jetzt gehörst?«
Ich drehte den Kopf nach rechts. Wie ein Häufchen Elend stand die junge Frau auf dem Hang. Sie quälte sich, zwei Seelen kämpften in ihr. Ich tat etwas, das man mit dem Begriff Risiko umschreiben konnte, aber ich mußte es darauf ankommen lassen.
»Lucy, geh hin!«
Wenn sie das tat und wenn sie es schaffte, der Schlangefrau Paroli zu bieten, dann war ihre Seele wieder im Gleichklang, dann hatte sie das Trauma endgültig überwunden.
Sie schaute mich an.
Selbst auf diese Entfernung hin sah ich den überraschten Ausdruck in ihrem Gesicht.
»Ja!« rief ich laut und nickte. »Du mußt hingehen. Bitte, tu dir und ihr den Gefallen!«
Morna Clayton lachte mich hart an. »Jetzt bist du machtlos, wie?«

Ich gab ihr keine Antwort, sondern näherte mich Lucy, die immer noch nicht wußte, was sie nun machen sollte.

»Bitte, Lucy!«

Plötzlich nickte sie. Es war ein nur leichtes Bewegen ihres Kopfes, dann gab sie sich einen Ruck und ging den ersten Schritt. Er fiel ihr schwer, sie wirkte wie eine alte Frau, als sie den Hang hochstieg.

Angst und Zweifel beherrschten ihr Inneres, aber auch der Wille, es doch zu schaffen.

Ich blieb wieder stehen und wartete ab, bis sie eine bestimmte Stelle erreicht hatte.

Da sich Morna Clayton nur auf Lucy konzentrierte, konnte ich unbemerkt das Kreuz von meinem Hals nehmen und es in der Tasche verschwinden lassen.

Lucy tat mir unbewußt einen Gefallen. Sie änderte ein wenig die Richtung, so daß sie dicht an mir vorbei mußte.

Das war gut.

Ich hörte ihren keuchenden Atem. Die Wegstrecke war ziemlich steil. Wenn Lucy rutschte, mußte sie die Arme nach vorn strecken, um sich mit den Händen abzustützen.

»Weiter, weiter!« zischte ich ihr zu.

Mich traf ihr ängstlicher Blick, sie sah mein Nicken und flüsterte trotzdem: »Ich habe Angst!«

»Du mußt es ihr zeigen, Lucy!« Ich ging der jungen Frau entgegen, faßte sie an.

»Laß es, Sinclair!«

Der Befehl hallte den Hang hinab. Noch stand ich neben Lucy Freeman, aber ich hatte es geschafft, ihr das Kreuz zwischen beide Hände zu drücken. »Schon gut!« rief ich hoch und senkte eine Sekunde später meine Stimme zu einem Wispern. »Geh zu ihr, faß sie an, aber mit dem Kreuz. Denk an die Schlange in der Kabine. Das Kreuz besitzt eine noch stärkere Macht als der Dolch!«

»Soll ich…?«

»Ja!« Ich schob sie ziemlich hart vor und achtete noch darauf, daß Kreuz und Kette zwischen ihren zusammengelegten Händen verschwunden blieben.

Lucy stolperte den Hang hoch. Ich befürchtete, daß sie fallen würde, aber sie hielt sich.

Hatte ich alles richtig gemacht? War es tatsächlich der beste Weg gewesen, um diese sympathische Frau von diesem gewaltigen Druck zu befreien?

Ich ließ ihr einen genügend großen und auch unverdächtigen Vorsprung, bevor ich die Verfolgung aufnahm.

Morna Clayton griff auch nicht ein. Ihr Interesse galt einzig und allein der jungen Frau.

Und sie verkürzte die Distanz zu dem Schlangenmonstrum immer mehr. Ihre Arme hielt sie angewinkelt und leicht vorgestreckt. Die Hände lagen zusammen. Das sich darin befindliche Kreuz war nicht zu sehen. Über Lucy Freeman hinweg sah ich Morna an.

Die Schlangen, aus denen ihr Körper bestand, bewegten sich nicht.

Einige der Köpfe waren ein wenig vorgebeugt, als wollten sie die näher kommende Lucy unter Kontrolle halten.

Morna bewegte ihre Finger. Nein, keine Finger, es waren Schlangen, die ihre Köpfe drehten. »Ja, komm schneller, Lucy. Komm schon her! Ich will dir zeigen, daß wir stärker sind. Auch wenn der graue Riese vernichtet wurde, diese Insel gehört uns. Wir leben von der Kraft der vergangenen Jahrhunderte. Sie kann nicht zerstört werden, das mußt du mir glauben. Zu tief hat sich die alte Magie der Kelten in den Boden eingegraben. Das Symbol der Schlange haben sie damals bereits gekannt. Ich habe es nur zu übernehmen brauchen. Der Riese existiert nicht mehr, jetzt gehört alles uns, den Nachfolgerinnen der Keltenfrauen.«

Es kam auch nicht oft vor, daß sich jemand derart auf seine Stärke verließ, die er praktisch ererbt hatte.

Das wunderte mich schon. Hatte sie mich als Gegner abgemeldet?

Trotz meines Bumerangs, der den Riesen zerstört hatte?

Nein, sie hatte mich nicht abgemeldet, aber sie hätte dafür gesorgt, daß ich mich nicht rühren konnte.

Eigentlich war es der reine Zufall, daß ich zu Boden schaute. Da sah ich es.

Lautlos hatten es die schwarzen Schlangen geschafft, aus irgendwelchen Verstecken zu kriechen. Um mich herum hatten sie einen Kreis gebildet, sich aufgerichtet und starrten mich an, während aus ihren Mäulern die gespaltenen Zungen huschten. Sie warteten nur darauf, daß ich eine falsche Bewegung machte, um dann mit ihren tödlichen Giftzähnen zubeißen zu können.

Jetzt kam es tatsächlich auf Lucy Freeman an!

***

Lucy drehte sich nicht ein einziges Mal um. Ihr Blick richtete sich allein gegen diese unheimliche Schlangenfrau, von der etwas abstrahlte, dem sich die junge Frau nicht entziehen konnte. Auch wenn sie gewollt hätte, es wäre ihr nicht möglich gewesen, die Richtung zu ändern. Sie mußte einfach auf Morna zugehen.

Und sie ging weiter, sah das Gesicht deutlicher, die Haut, die so ungewöhnlich schimmerte, die Schlangenköpfe, die sich anstelle der Finger gebildet hatten.

Noch drei Schritte…

Das Gelände war flacher geworden, besonders direkt vor dieser

Schlangenfrau.

»Ja«, sagte sie. »Auf dich habe ich gewartet, Lucy. Du bist auserwählt worden. Laß dich umarmen.«

Sie bewegte sich auf Lucy zu. Es sah aus, als würden zahlreiche ineinander gedrehte und geknotete Schlangen einen Frauenkopf tragen.

Lucy fiel gegen sie!

Das Kreuz! Nimm das Kreuz!

Plötzlich fielen ihr Sinclairs Worte ein. Als sie Morna umarmte, mußte sie die Hände öffnen.

Das Kreuz lag frei – und…

Ahhhhaahhhhh…!

Ein irrer Schrei, vermischt mit einem lauten Zischen drang aus dem Mund der Morna Clayton. Eine Stichflamme schoß in die Höhe, die auch Lucy umhüllte.

Gleichzeitig verkohlten vor meinen Füßen die Schlangen, die mich bewacht hatten.

Ich hatte freie Bahn, rannte auf Lucy zu und wäre doch zu spät gekommen, wenn das Feuer normal gewesen wäre.

Lucy aber war durch mein Kreuz geschützt worden.

Das Feuer sank in sich zusammen, Lucy war unversehrt, während um sie herum Rußpartikel wehten und sich ungewöhnlich langsam dem Boden entgegensenkten.

Es war geschafft!

Lucy schrie erschreckt auf, als ich sie wegriß, mich drehte, in ihr Gesicht schaute und sie in meinen Augen las, daß wir alles überstanden hatten.

»Ein Alptraum ist vorbei, Lucy!«

»Tatsächlich?«

»Ja.« Ich deutete in die Höhe. »Schau, die Vögel haben es auch gemerkt.«

Lucy lächelte, als sie meinem Zeigefinger folgte. In der Tat kreisten die Tiere nicht nur, sie landeten auch und gaben damit ein Zeichen, daß Celtic Island wieder zu einer völlig normalen Insel geworden war…

***

Mit einem Schiff kam Suko nicht. Mit dem letzten Tageslicht näherte sich ein Hubschrauber der Insel. Der Pilot sah unser Winken, landete an einer flachen Stelle und ließ seinen Passagier aussteigen.

Der Inspektor rannte auf uns zu. »Ich fand, daß es besser war mitzufliegen.«

»Wie du meinst!«

»Alles in Ordnung, John?« Er schaute uns an. Ich hatte einen Arm um

die Schultern der jungen Frau gelegt.

»Jetzt ist es okay. Aber vor einer halben Stunde…?« Ich hob die Schultern und sagte: »Ach, lassen wir das.«

»Richtig, John!« flüsterte Lucy. »Der Alptraum ist beendet…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 570 »Vampirpest«

[2]eine Lehre, die das Wissen des Menschen mit dem Übersinnlichen vertiefen will